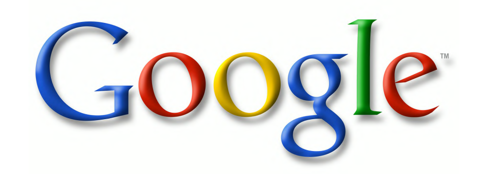
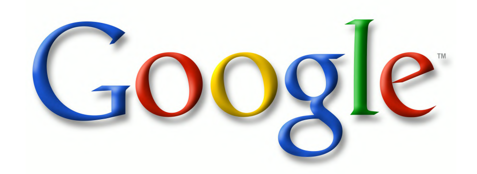
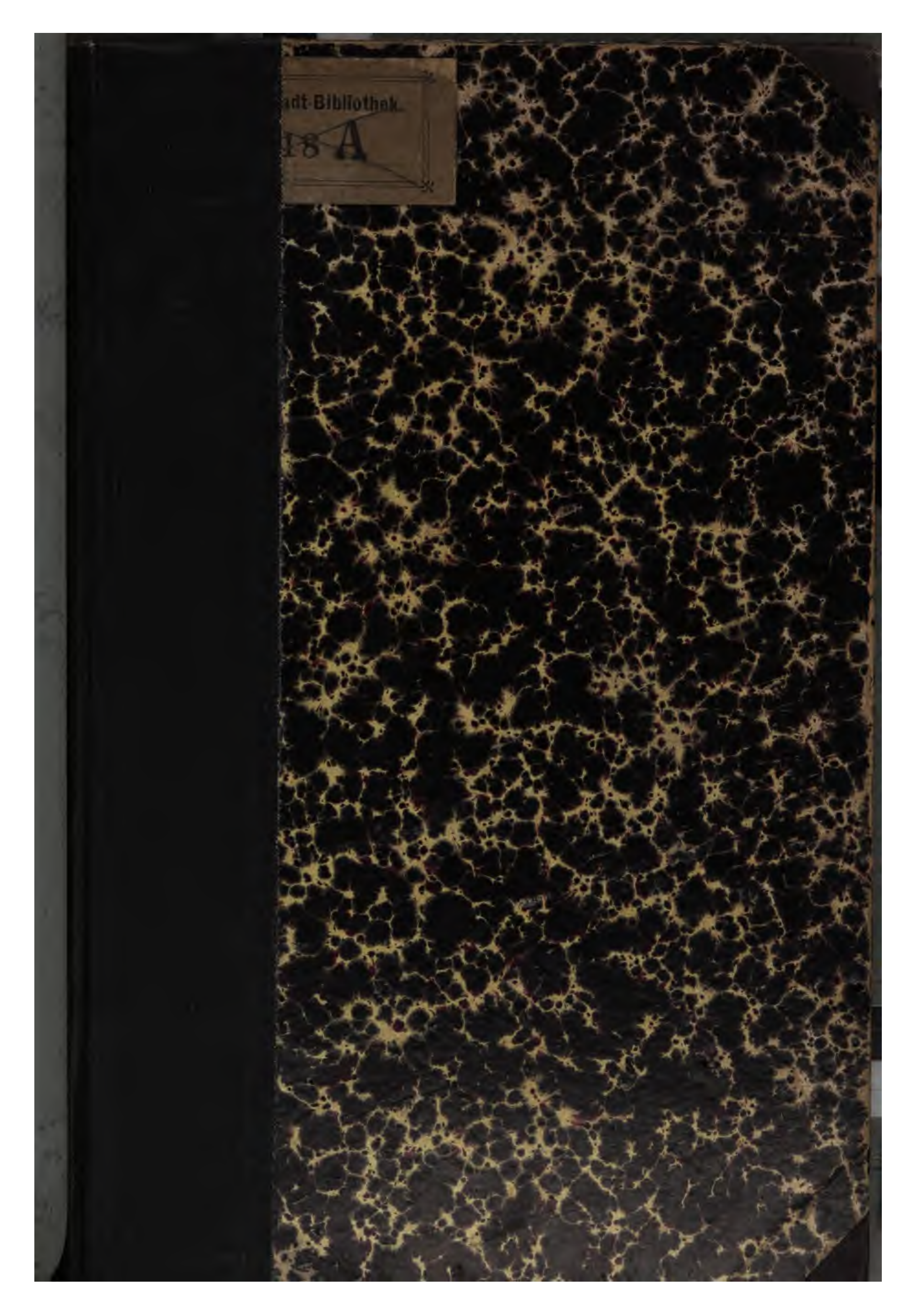






...adt-Bibliothek.
...18 A







Memoiren

eines

Oesterreichischen Veteranen.

1846 und 1847 Garnison Prag.
1848 Italien.
1849 Italien und Ungarn.



Wien 1901.

Commissionsverlag von Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitäts-buchhändler, Wien.

Buch- und Kunstdruckerei Otto Maaß' Söhne, Wien I.


WIENER·STADTBIBLIOTHEK

Einleitung.

Diese Memoiren sind für Laien, mit Ausnahme junger Mädchen, geschrieben; deren Zweck ist, der jungen Generation Personen und Zustände aus der Zeit vor mehr als einem halben Jahrhundert vorzuführen.

An das Selbsterlebte reihen sich Betrachtungen an, Resultate meiner gemachten Erfahrungen.

Die italienische Revolution und die kriegerischen Ereignisse vor Mitte Mai 1848 erzähle ich so, wie sie mir damals Augenzeugen erzählten, alles Spätere schrieb ich mit Zuhilfenahme meines Tagebuches aus der Erinnerung, soweit selbes für Laien Interesse hat, denn den Militärs stehen geschichtliche Werke nach officiellen Daten zur Verfügung.

Die gelehrte Buchform vermied ich absichtlich, um Laien nicht zu langweilen.



Inhaltsverzeichniß.



Erinnerungen an 1846, 1847 Prag.

Genie-Akademie.

Aus dem höheren Curs der Ingenieur-Akademie im October 1846, 19 Jahre alt, als Zweiter des Curses zum Ingenieur-Corps ausgemustert, erste Garnison Prag.

Auf stolzer Armada zog ich in die offene See des Lebens, um aus des Lebens Stürmen auf einem Kahn in den ruhigen Hafen des Alters, in Erinnerungen lebend, zurückzukehren.

Glücklich Derjenige, welcher blos für Gutes ein treues Gedächtniß besitzt, alles Schlechte und Widerwärtige hingegen vergißt, der ohne Haß und Rachsucht die Geister der Vergangenheit an sich vorüberziehen läßt, und welcher daher dem Herzen seiner Kinder Wohlwollen und Liebe für Alles, was lebt, einflößt, den Pessimismus, diesen Hemmschuh für jede Thaten- und Unternehmungslust, ihrer Seele fernhält, dagegen den Keim zum freudigen Schaffen in ihr Herz legt und fördert.

Eigentlich wollte ich zur Cavallerie, doch fehlte mir das Geld zur Equipirung, vom Genie-Corps zur Cavallerie übersetzt zu werden, war eine Unmöglichkeit, eher hätte man Kaiser von China werden können, mein Traum war der Generalstab als Mittel zum Zweck, der Chimborasso meiner Wünsche, Oberst bei den Husaren, dies war schon als neunjähriger Knabe mein höchstes Ziel, das ich stets mit Consequenz verfolgte.

Ich hätte eigentlich Jus studiren sollen, war auch zu meiner Desperation schon im Gymnasium und erst nach vollendetem dritten Jahrgang trat ich nach harten Kämpfen in die Ingenieur-Akademie ein, wo die Mathematik das Hauptstudium und alles Andere Nebensache war. Auf die Bildung des Charakters wurde sehr guter Einfluß genommen.

Vor Allem persönlicher Muth, strenge Wahrheitsliebe und gerader Sinn, großes Pflichtgefühl, gute Kameradschaft, höchste Verachtung des Denunciantenthums, gleiche Behandlung ohne Unterschied der Herkunft. Sobald die Eingangsschwelle der Akademie

überschritten war, fiel jeder Titel in eine Versenkung, die Kameraden erfuhren ihn oft gar nicht.

Neid war ein unbekanntes Laster.

Der selten geistreiche Religionslehrer Pater Calmus, der beste Prediger in Wien nach Pater Veith, suchte Duldung und wahre Nächstenliebe in die Herzen der Jugend zu pflanzen, sah hauptsächlich auf den Geist der Religion, die Form trat in den Hintergrund, Scheinheiligkeit gab er der tiefsten Verachtung preis.

Im Allgemeinen war man gerne in der Anstalt, trotz der Abgesperrtheit, blos bei sehr guter Führung hatte man alle Sonntag Ausgang, ich wenigstens erinnere mich mit Wohlbehagen an jene Zeiten meiner Jugend.

Die Rangseintheilung machten die Kameraden selbst, die natürliche Anlage wurde stark berücksichtigt, die Büffler waren im Nachtheile, es ging so weit, daß manche auf einem nicht näher zu beschreibenden Ort lernten. Bei dem Vortrage der Mathematik wurde eine Vortragsweise beobachtet, welche zum Nachdenken zwang und dasselbe übte, ein großer Vortheil für das künftige praktische Leben, denn wie oft muß eigenes Nachdenken aus der Verlegenheit helfen ohne aus dem Reservoir des Gelernten schöpfen zu können. Nicht der Professor trug vor, sondern abwechselnd einer der acht Ersten. Wenn man in der Mathematik alles Vorhergehende kann, so ist man imstande, auf dieser Basis weitere Schlüsse zu ziehen, Regeln und Gesetze abzuleiten. Der Professor half durch Fragen und leitete durch diese auf die richtige Fährte.

Die Mathematik ist nicht allein die Grundlage für Astronomie und alle Ingenieur- und technischen Wissenschaften, sondern dient auch vorzüglich zur Geistesgymnastik, um Denken und Studiren zu lernen. Sie ist im späteren Alter sehr schwer nachzuholen und ihre Unkenntniß hindert das Studium aller Wissenschaften, welche der Kenntniß der Mathematik bedürfen. Die Schwärmer für die humanistischen Studien wollen diese Geistesgymnastik mit dem Studium der todten, alten Sprachen bewirken, doch bei allen Sprachstudien wird vorzugsweise das Gedächtniß, bei der Mathematik hingegen mehr das Denken und die Fähigkeit, logische Schlüsse zu ziehen, ausgebildet. Das Gedächtniß soll wohl nie vernachlässigt werden, jedoch ist für das spätere praktische Leben die

Beurtheilung und die Beobachtung hauptsächlich zu wecken und auszubilden nöthig.

Die darstellende Geometrie übte die Vorstellung.

Als angewandte Mathematik und Fachstudium wurde Mechanik, Bau- und Befestigungskunst vorgetragen, am interessantesten trug Hauptmann Ebner von Eschenbach Physik und Chemie vor, welch letztere damals noch in den Kinderschuhen steckte.

Er galt auch im Civil als eine vorzügliche Kraft. Die Grundsätze der Chemie waren für mich nach 40 Jahren als alter Mann aber als junger Landwirth noch von großem Nutzen, denn ohne Chemie keine Erfolge in der Landwirthschaft mehr!

In der Geographie wurde durch das Lernen einer Menge kleiner Städte das Gedächtniß nutzlos überladen.

Die Geschichte wurde langweilig vorgetragen, ohne aus ihr eine Belehrung zu ziehen, nichts als Jahreszahlen und Regentennamen.

Auf eigentliche Vorträge der Taktik erinnere ich mich nicht, ich glaube, es wurden blos das Infanterie- und Cavallerie-Reglement vorgetragen.

Die französische Sprache wurde vorgetragen, um das Sprechen, wenn man es kannte, zu vergessen, nicht aber, um es zu lernen, und doch ist das Sprechen moderner Sprachen die Hauptsache, nicht die bloße Kenntniß von Regeln. Bei einer monatlichen Prüfung recitirte ein Kamerad mit großer Zungenfertigkeit die Namen sämmtlicher Hausknechte und Abwaschweiber. Der Herr Professor entließ ihn mit folgenden Worten: „Sehr gut, recht fleißig, nur haben Sie eine schlechte Aussprache, man versteht Sie nicht!“

Wer viel ißt, verdirbt sich den Magen, wer viel büffelt, verliert die Elasticität des gesunden, natürlichen Menschenverstandes, das Gehirn kann nicht so wie der Magen einer Gans geschoppt werden, man saugt wie ein Schwamm ein, das Samenkorn kann keine Frucht erzeugen, weil die Energie des Denkens, welche zum Schaffen führt, fehlt. Der große Fehler bei der Erziehung, zu viel Theorie, wurde in der Ingenieur-Akademie damals nicht begangen.

Für die Gesundheit und Entwicklung des Körpers geschah hinreichend, Gymnastik und Voltigiren, im Garten Ballspiel, Weitspringen und Laufen, dann Fechten und Tanzen, zu Fuß Exerciren und Bajonnettfechten, von der vierten Classe an Reiten.

Der Reitlehrer, ein ehemaliger Rittmeister, war gleichzeitig Unternehmer, die Pferde waren sein Eigenthum, welche er gegen Entgelt auch zum Ausreiten auslieh, und welche er infolge des Handels oft wechselte, was zum Reitenlernen besser ist, als stets dieselben gut gerittenen Militärpferde. Sogenannte Schindmähren gab es außer ein Paar Pferde zum Longiren nicht, dagegen für die höheren Classen mehrere Stützlinge von Profession, unter diesen ein Schwarzschimmel, genannt „Boxirschimmel". Dieser spazierte wie ein dressirter Pudel auf den Hinterfüßen und fing dann zu schlagen und zu bocken an, bis sein Reiter sich im Sande wälzte, nur Baron Breitbach, der spätere beste Steeplechase-Reiter Deutschlands, saß ihn manchmal aus.

Man pränumerirte sich auf ihn der Reihe nach, wer dreimal abgeworfen wurde, mußte ihn seinem Hintermann cediren. Die Redressur dieses Schimmels wurde nie versucht, der Spaß wäre verloren gegangen.

An Sonn- und Feiertagen ritten Zöglinge der fünften und sechsten Classe für ihr Geld in den Prater.

Etwas näher, als wo jetzt der Constantin-Hügel liegt, war der Circus Débats zwischen zwei festen Barrièren, die eine volle 4 Fuß, die andere beinahe 4 Fuß hoch. Jeder Ingenieur-Akademiker hatte die Ambition, diese zwei Barrièren flott und rein zu springen; ich erinnere mich nicht, je von einem Sturze gehört zu haben.

Meine größte Leidenschaft war in freier Zeit auf der Reitschule zu sein, wo mich Rittmeister Pasardi zum Zureiten von nicht oder wenig dressirten Pferden abrichtete und benützte, dies war die Basis zu meinem späteren Uebertritt in die Cavallerie und kam mir vortrefflich zustatten.

Alle Professoren des Geniecorps haben Gehorsam und Achtung der Zöglinge genossen, von Inspectionsofficieren konnte man dies blos bei zweien behaupten, ein Sport war es aber, dem französischen Professor jeden möglichen Schabernack zu spielen. Er trug eine Perücke. Man befestigte einmal eine Rolle ober seinem Sitze und zog mittelst einer dünnen Schnur einen großen Hirschkäfer hinauf, oberhalb des Käfers war ein kleines Gewicht an der Schnur angebracht. Kaum hatte sich der Herr Professor niedergesetzt, als der Käfer herabgelassen wurde und sich mit Füßen und Scheren in der Perücke festmachte. Ein Zug an der Schnur und die Perücke schwebte in der Luft, und der Kahlkopf war blosgelegt. Mit unbe-

schreiblich erschrecktem Gesichte sah der Professor hinauf nach der schwebenden Perücke; allgemeines Gelächter, das Ergreifen und Aufsetzen des Hutes und bei der Thür Hinauslaufen war Eines.

Ein anderes Mal wurde ein Experiment der Elektricität benützt, um einem unliebsamen und dabei sehr beschränkten Inspectionsofficier eine starke Boxe ins Kreuz zu versetzen, die er, weil es ihm eingeredet wurde, für einen elektrischen Schlag hielt.

Prager Geniedirection.

Mein Geniedirector Schauroth (ich glaube Baron), streng, gerecht, aber kotzengrob, war ein renommirter Fortificateur aus der Schule des Baron Scholl (Vater).

Was für Eisenbahningenieure die Südbahn, war für die Genieofficiere Verona-Mantua.

Der älteste Hauptmann Baron De Vaux, Vater des nachherigen Feldmarschall-Lieutenants und langjährigen Kammervorstehers Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Leopold, führte ein bescheidenes, aber distinguirtes, gastfreundliches Haus, voll Gemüth und Herzlichkeit, für junge Leute eine Schule für geselligen Anstand und gute Sitte.

Im Ganzen waren sechs Officiere der Geniedirection zugetheilt; die Perle, der Stolz derselben war Oberlieutenant Tunkler von Treuimfeld, in jeder Beziehung ein Vorbild, zu dem ich voll Liebe und Hochachtung emporsah und an den ich mich vom Anfang an enge anschloß; er bildete meinen einzigen intimen Umgang.

Er war Objectionscommandant bei dem Bau der großen Karolinenthaler Caserne, wurde als Stabsofficier Genie-Baudirector in Verona, wo ihm Feldmarschall-Lieutenant Möring, als er die Bauten besichtigte, im prophetischen Geiste sagte:

„Wunderschön, nur höchst betrübend, daß Du Verona den Italienern übergeben wirst müssen.“

Er endete vorzeitig als Vorstand der 8. Abtheilung des Kriegsministeriums infolge zerrütteter Nerven.

In Wien wurde er zu seinem Unglücke Spiritist, was seine Nerven ebenso zerstörte, wie auch derselbe Grund dem Fürsten Rudolf Liechtenstein qualvolle Nervenleiden bereitete, von denen er durch frühzeitigen Tod erlöst wurde.

In Prag war ich vom October 1846 bis Frühjahr 1848, zwei Winter und einen Sommer. Es wurde nur die große In-

fanteriecaserne und das Wyschehrader Thor gebaut, sonst gab es blos Flickereien und kleine Adaptirungen.

Im ersten Winter hatte ich kleine Plänchen zu Adaptirungen zu machen, wohl nicht mein Ideal, aber Vorausmaß und Kostenüberschlag war mein Grauen, versetzten mich in verzweiflungsvolle Stimmung.

Zu meinem Glück war ich gleich vom Anfange an mit dem höchstfreundlichen und liebenswürdigen Rechnungsführer und seiner Frau auf freundschaftlichem Fuß.

Dieser verbesserte jedes Product und jede Summe, ohne eine dienstliche Anzeige zu erstatten; ich multiplicirte nämlich nur die ganzen Zahlen und vergrößerte das Product blos schätzungsweise, man rechnete mit Schuhen und Zollen, nicht mit Decimalen, eine schauderhafte Plage.

Prager Aufenthalt.

In Prag angekommen, mußte fürs Leben gesorgt, Wohnung, Nahrung mußte gesichert werden, ich wollte ein Budget ohne Deficit, 32 fl. Gage*), ein kleines Quartiergeld, von dem sich nichts ersparen ließ, wenn man allein wohnen wollte und ein noch kleineres Holzrelutum, später erhielt ich 30 fl. Zulage, um ein Reitpferd halten zu können.

Dabei das Streben, gute Gesellschaft aufzusuchen, infolgedessen die Nothwendigkeit, sowohl im Civil als in Uniform tadellos und sauber gekleidet zu sein.

Keine Kleinigkeit, unter diesen Umständen ein Deficit ferne zu halten, denn mir stand keine Steuerschraube wie dem Staate zur Disposition, welche mit allen technischen Fortschritten in Bewegung gesetzt und falls nöthig, mit noch stärkerer Kraft getrieben wird; bei mir hieß es nicht: Sparen und Erwerben, sondern Sparen und Entbehren.

In der Nähe der Kanzlei nahm ich in einem alten derouten, in einem Garten gelegenen einstöckigen Hause mit offenem Gange, im ersten Stock eine Wohnung.

Außer mir wohnten noch eine Generalswitwe mit ihrer Tochter und ein Hauptmann von Wellington-Infanterie im ersten Stocke dieser angehenden Ruine.

*) Ein Infanterielieutenant zweiter Classe hatte 24 fl.

Kaffee wurde Früh auf Spiritus gemacht; im englischen Hotel kaufte ich 30 Blecheln, das sind Speisemarken à 36 alte Kreuzer, später ergänzte ich jeden Ersten des Monates den Rest derselben auf 30, um vor dem Hungertode gesichert zu sein.

Für ein solches Blechel erhielt man Suppe, Rindfleisch mit Sauce und eine Mehlspeise, mäßige Portionen, für meinen Appetit zu klein. Die weise Lehre, von jedem Mahl noch mit Appetit aufzustehen, mußte ich nothgedrungen täglich befolgen. Abends trank ich einen halben Liter Schankbier und aß Käse oder Wurst oder Schinken.

Jung, gesund, mit gutem Appetit, eigentlich mit einem Wolfshunger, krachte manchmal beim Schlafengehen der Magen, ich zweifle, daß ein Kapuziner, der ewige Armut geschworen hat, je an einem Fasttage so gehungert hat, wie damals ein eleganter Officier an Normaltagen.

Die Menagen sind jetzt per Monat bei drei Speisen zu 12 fl., oder bei vier Speisen zu 15 fl., das materielle Leben wurde nicht viel theurer, die Uniformen sind billiger; man denke an die damaligen reichen goldstrotzenden Husaren- und Uhlanenuniformen. Der Einkauf im Großen durch die Regimentsfonds und die Abschaffung des Civilgehens verbilligt die Bekleidungskosten.

Aber die persönlichen Ansprüche sind jetzt unverhältnißmäßig gestiegen.

Officier wurde man damals aus rein idealen Motiven, Heldenthaten und Kriegsruhm, für besondere Idealisten und Wolkenkratzler die Unsterblichkeit, zogen zum Soldatenstande, entzündete man doch seine Phantasie durch Lesen der französischen Kriege, deren Helden uns die Ideale lieferten.

Die Magenfrage spielte damals keine Rolle; wie oft höre ich aber jetzt sagen: „Meinen Sohn gebe ich in eine Militäranstalt, ich muß ihn schnell aus dem Futter bringen, als Officier hat er jährlich mehr Gehalt als ein Beamter, welcher im besten Falle ein Adjutum von 300 fl. erhält; dabei ist die gesellige Stellung als Officier eine bessere."

Damals dienten mit Ausnahme der von der Picke auf avancirten Officiere nur Söhne aus besseren Familien mit guten geselligen Formen. Die wenigen aus dem Mannschaftsstande Hervorgegangenen wurden hinaufgezogen, im größeren Körper liegt die Macht der Anziehung.

Ich bin weit davon entfernt, wieder die Zeit zurückzuwünschen, wo beinahe ausschließlich nur Söhne aus der höchsten Aristokratie die höchsten Stellen in der Armee einnahmen, wo die Geburtstitel und nicht Fähigkeit und Verdienst entschieden; doch glaube ich, sollen zu Officieren vorzugsweise nur Söhne aus den gebildeten Ständen befördert werden, denn der Officiersstand ist ein Ehrenstand, und es kann nur von großem Vortheile sein, wenn schon im kindlichen Gemüthe Ehrliebe und wahre Ambition geweckt werden, bleiben doch alle Eindrücke der frühesten Jugend meistens maßgebend bis ins Alter.

Die bessere häusliche Erziehung kann nur in besser situirten Familien gefunden werden, denn wo Armut und Noth ist, herrscht Unzufriedenheit und Neid; vor Allem muß man leben, hochfahrende ideale Ideen geben kein Brot. Unzufriedenheit vergiftet gewöhnlich die Seele, oft verscheucht aus Noth entsprossener Neid Wohlwollen und Nächstenliebe aus dem Herzen, verhindert fröhliches, freudiges Schaffen.

Wohl soll die Religion die tröstende Medicin liefern, das künftige Leben gleicht alle Härten auf Erden aus, doch die Versprechungen himmlischer Glückseligkeit wollen leider nicht mehr recht ziehen, schade, sie geben so leicht erworbenen Trost.

Doch erzieht dieser nur Dulder, denn kein sich kasteiender Einsiedler, kein Trapist oder indischer Fakir hat noch etwas Nützliches für dieses Leben geleistet, und erzieht keine Schaffer und Kämpfer ums Dasein, die der Staat braucht, um zu Wohlstand zu gelangen und nur im allgemeinen Wohlstande ist allgemeine gute Erziehung möglich.

Das Leben ist ein geschlossener Kreis, eine zusammenhängende Kette, in der kein Glied fehlen darf, nur beim Wohlergehen Aller ist das Wohlergehen jedes einzelnen Berufes, eines jeden Standes möglich, und das moderne Trachten in Oesterreich, Vortheile für einen Stand auf Kosten eines anderen zu erringen, ist Unsinn, blöd, ein wahres Unglück für den Staat. Blüht die Industrie, verkauft der Agrarier seine Producte, blüht die Landwirthschaft, so kauft der Bauer Eisen &c. Der beschränkte Agrarier sieht in der Industrie den Feind, der ihm die Arbeiter wegnimmt und vertheuert, ist aber keine Industrie, wie in Galizien, so zieht der ländliche Arbeiter ins fremde Land, z. B. von Galizien nach Deutschland, wo der Arbeiter

neue Werthe schafft, die dem Inlande entgehen, ohne der Landwirthschaft den billigen Arbeiter zu erhalten.

Die Regierung hat die Pflicht, ausgleichend zu wirken; sie steht auf einem höheren Standpunkte mit einem größeren Gesichtskreis als der Local- und Standespatriotismus, der nicht weiter sieht, als die Nasenspitze reicht.

Die Regierung darf sich von der rechten Bahn nicht durch kleinliche Rücksichten ablenken lassen, nicht wegen einer momentanen Majorität das Rollen auf schiefer Ebene beginnen.

Damals hörte ich nichts von Antisemitismus; heute, so weit ich höre und sehe, sind die jüngeren Officiere größtentheils antisemitisch verseucht, eine wirkliche Geistesepidemie. Ich will nicht vom Standpunkte des Christenthums sprechen, der Religion der Nächstenliebe, sondern blos vom Standpunkte jedes anständigen Menschen.

Welche gewissenlose sträfliche Verleumdungen ließ sich der Antisemitismus überall, wo er auftrat, zuschulden kommen, welche Gemeinheit brachte er in unsere Vertretungskörper, wie sehr lähmt er jeden Unternehmungsgeist, jedes redliche Erwerben.

Ich stoße jetzt oft auf Ansichten, welche jeden Unternehmer und Kaufmann verächtlich beurtheilen. Jeder ehrlich-rechtliche Erwerb ist achtenswerth; ohne diesen kann kein Gemeinwesen bestehen, denn die Erwerber liefern das Geld für die Zehrer, und wehe dem Staate, in welchem man sich zu den Aemtern drängt, denn dies beweist den Mangel des Erwerbes bei Industrie und Handel.

Damals hatte man bei der Truppe sehr wenig zu thun 14jährige, in Ungarn 10jährige Dienstzeit, daher sehr wenige Recruten, Remonten ebenfalls nur wenige, denn 18- und 19jährige Pferde waren keine Seltenheit, beliebte Vorreiterpferde in den einzelnen Classen; doch muß man der wilden russischen Remonten erwähnen, die mehrere Wochen keinen Hafer fraßen und zu denen man längere Zeit nicht in ihren Stand gehen konnte. Sie wurden in Radautz assentirt und von dort gefaßt.

Schulen gab es, mit Ausnahme der Salzburger Equitation, glaube ich, keine, theoretische Studien, Schulen für Officiere entstanden in bescheidenem Maße erst im Jahre 1860, Infanterie- und Cavallerieofficiere dienten vor 1848 sehr bequem; nur die Armee in Italien unter Radetzky hatte Felddienstinstructionen und rationelle kriegsmäßige Feldmanöver. In den anderen Ländern war die Parade die Hauptsache; die Manöver geschahen, so wie ich

hörte, nach voraus entworfenen Plänen — militärische Ballete! — In der Cavallerie diente hauptsächlich die Aristokratie; diese Officiere brachten gute Pferde in die Regimenter, waren gewöhnlich gute, schneidige Reiter, weil von Jugend auf im Reiten geübt, größtentheils mit angeborenem und anerzogenem Muth, voll Ehrliebe und Ehrgefühl.

Es heißt, der anstrengendere Dienst, besonders die Bevorzugung der Kriegsschüler sei schuld daran, daß die Aristokraten weniger als Berufssoldaten dienen.

Von Clericalismus hörte ich damals nie. Fälle wie jetzt in neuester Zeit, wo Duelle mit Berufung auf die katholische Religion ausgeschlagen wurden, kamen damals nie vor; der Betreffende hätte, von seinen Standesgenossen verachtet, auswandern müssen, und Niemand hätte sich gefunden, der seine Handlungsweise gebilligt haben würde.

Zu Kaiser Franz kam einmal ein hoher Herr, der dem Hofstaate angehörte, fragen, ob er eine Herausforderung zum Duell annehmen dürfe.

„Wenn Sie Courage hätten, wären Sie nicht zu mir gekommen", war die Antwort.

Officiere ohne Zulage waren eine höchst seltene Ausnahme — wenige avancirte Wachtmeister. Waren diese gute Reiter, so fanden sie im Pferdehandel mit jungen reichen Officieren eine oft recht bedeutende Zulage; hatten dieselben aber nicht diese Eignung, so war es ein glänzendes Elend! Sie mußten oft aus der Mannschaftsmenage sich das Essen bringen lassen, denn die Officiersmenage konnten sie nicht erschwingen, besonders bei Husaren und Uhlanen — der theueren Uniform wegen. Bei der Infanterie gab es eine solche Einnahmsquelle nicht, jedoch gute Billard-, Whist- oder Tarokspieler hatten durchs Spiel eine Zubuße. So kannte ich zwei Grenadier-Lieutenants in der Prager Garnison, die im Kartenspiel so viel gewannen, um recht bequem und nobel leben zu können; auch kam es vor, daß eine reiche ältere Frau dem Officier ihrer Wahl durch Schuldenzahlen half; damals wurde so eine männliche Maitresse nicht für so ehrlos wie jetzt angesehen, denn ich hörte damals nie, daß deswegen Jemand quittiren mußte, obgleich solche Fälle bekannt waren.

Das Avancement war damals eher langsamer als jetzt, jedenfalls weit ungerechter, denn es beförderten in jedem Regimente die

Inhaber. Zwei Inhaber verständigten sich, um ihre Söhne in längstens fünf Jahren zu Hauptleuten zu machen, wenn diese aus einer Akademie als Lieutenants ausgemustert wurden. Zur Beförderung vom Cadetten zum Hauptmanne bedurfte es der Verständigung von drei Inhabern.

Das Aufheben der Inhaber verdankt man der Initiative des FML. Galina, auf dessen Vorschlag Kriegsminister Baron Kuhn einging. Gehörte ein solcher Inhabersohn einer protegirten Familie an, so wurde mit ihm förmlich Ball gespielt. Als Rittmeister wurde derselbe in den Fünfziger-Jahren durch die Militärkanzlei Seiner Majestät zum Major außer der Tour und zum Flügeladjutanten befördert; letzteres berechtigte wieder zur außertourlichen Beförderung und mit 32, höchstens 33 Jahren war der Oberst und Regiments-Commandant fertig.

Zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß ein solches Avancement nur jene machten, welche die damals mächtigste Person im Staate, FML. Graf Grünne, Chef der Militärkanzlei, für besonders tüchtig hielt, was aber nicht ausschloß, daß viel Tüchtigere die Eselsleiter erklimmen mußten.

Man erzählte sich als wahre Geschichte folgende Anekdote:

In der Militärkanzlei sollen folgende zwei Berichte erstattet worden sein: In dem einen wurde Rittmeister Fitzli Putzli über den grünen Klee gelobt und gesagt, im Allerhöchsten Dienste erscheine es nöthig, diesen ausgezeichneten Rittmeister möglichst schnell zum Major zu befördern, damit er bald Oberst werde; leider sei man aber derzeit noch nicht in der Lage, diesen zur Beförderung in Vorschlag zu bringen, weil er *erst* zehn Jahre Rittmeister sei. Ein Graf X., ein besonderes Schmalzel des FML. Graf Grünne, wurde genau ebenso beschrieben, nur zu Ende hieß es: Man sei umsomehr in der angenehmen Lage, diesen ausgezeichneten Rittmeister zur Beförderung in Vorschlag zu bringen, da er *schon* zehn Jahre Rittmeister sei.

Jetzt ist große Unzufriedenheit bei der Truppe über das schnellere Avancement der Kriegsschüler. So viel ist aber gewiß, daß Talent und tüchtige Persönlichkeiten mit der Mittelmäßigkeit nicht in einen Topf geworfen werden können, und daß erstere möglichst schnell auf höhere Posten kommen sollen, um noch im kräftigen Mannesalter wirken zu können.

Daß aber Prüfungen allein nicht den richtigen Maßstab abgeben können, liegt auf der Hand, denn beim Soldaten sind natürlicher Verstand, Muth, Energie und Ausdauer, also Verstandes- und Charaktereigenschaften nebst Gesundheit mehr werth als erbüffelte theoretische Gelehrtheit mit schwächlichem Charakter und Gesundheit.

Der Krieg allein ist die wahre Prüfung, doch kann glücklicherweise für die Menschheit nicht immer Krieg sein, theoretische und praktische Prüfungen und Manöver, die persönliche Kenntniß des Betreffenden in und außer Dienst stehen der Beurtheilung blos zur Verfügung; ein Schelm, der mehr gibt, als er hat. Nur sollte bei den Prüfungen hauptsächlich auf die Fähigkeiten Rücksicht genommen werden, weniger auf durch Fleiß erworbene Kenntnisse, denn sonst läuft man Gefahr, gelehrte Esel zu poussiren.

Ich habe mich oft überzeugt, daß überlegene Fähigkeiten und Leistungen anerkennt werden und sich Niemand durch deren schnelleres Avancement beeinträchtigt fühlt; aber wenn Jemand durch Protection, welche jetzt, wie ich glaube, nicht existirt, oder durch Prüfungen, welch letztere blos durch enormen Fleiß, durch Büffeln bei beschränkten natürlichen Fähigkeiten gut bestanden worden sind, schnell hinaufsteigt, so kränkt und verstimmt dies tief. Solche Büffler hießen wir in der Akademie „Büffelochsen".

Im ersten Winter studirte ich den Feldzug 1796 in Italien und las Thier's Geschichte der französischen Revolution und des Kaiserreiches, zwei Fliegen auf einen Schlag (Geschichte und französische Sprache), und studirte die Tactik von Pönitz.

Ich hatte stets Vorliebe für Chemie, besuchte daher die Vorträge des Herrn Prof. Bahling, den Bahnbrecher und Pfadfinder der Gährungschemie; dies war mir als Landwirth in meinen alten Tagen von Nutzen, ich konnte die weiteren großen Fortschritte in der Spiritusbrennerei und Bierbrauerei lesen und verstehen.

Zweimal in der Woche ging ich Abends ins Hotel zum schwarzen Roß, dort kamen Hauptmann Lausch und Oberlieutenant Alois Baumgarten des Generalstabes, die ledigen Genieofficiere, zwei pensionirte Officiere, zu denen Münchhausen in die Schule hätte gehen können, und das Feuerpiquet von Palatinalhusaren, echte Zyaren, zusammen.

Dieses Regiment war Raceverbesserer in seinen Cantonirungen, Böhminnen mit feurigen Augen, schwarzen Haaren, feinen

Nasen, schönen weißen Zähnen, nicht schwulstigen Lippen sind die Nachkommen jener Kreuzungsproducte.

Damals las kein junger Officier eine Zeitung; die officielle war zu langweilig, den Grenzboten, von Kuranda redigirt, hätte kein Officier gelesen, eher würde er sich dem leibhaftigen Teufel verschrieben haben.

Das bloße Wort Constitution erschien als Verbrechen; Constitution und Revolution waren gleichbedeutend.

Die Intelligenz im Civil war schon unzufrieden, wollte Gewissensfreiheit und Verfassung, doch mit dieser Intelligenz des Mittelstandes verkehrten wir nicht.

Gesprächstoff bildeten Räthsel, Anekdoten, witzige Geschichten, wie z. B. Paly auf der Reise nach Pest, der Streit eines böhmischen Polizeimannes und einer Wiener Wäscherin 2c. 2c., tausend Anekdoten von Ungarn, in welchen der Ungar stets der dumme Kerl war.

Wie sich dies gründlich geändert hat. Jetzt sind uns die Ungarn, was die Regierung betrifft, über, und erzählen Anekdoten von dummen Schwaben.

Jagdgeschichten à la Münchhausen, Gespräche über Pferde, Hunde, Chronik scandaleuse, am Ende stets obscöne Geschichten, vom Avancement und Dienst war in unserem Kreise nie die Rede.

Auf folgende zwei Wetten erinnere ich mich noch:

a) Man stellte ein Glas Wein auf den Tisch, ging zu einer Thüre, wettete, die Thüre nicht auszulassen und dennoch den Wein auszutrinken.
   Man hob die Thüre aus ihren Angeln, brachte sie zum Tische und trank den Wein aus.
b) Jemand setzte sich auf den Boden, ein zweiter goß Wasser zwischen seine ausgestreckten Füße, dem Sitzenden gab man zwei Messer in die Hände, und nun wettete Jemand, das Wasser abzuwischen, trotzdem der Sitzende es mit zwei Messern vertheidigen werde.

Der Sitzende wurde bei den Füßen genommen und über das Wasser gezogen.

Ich trat ins adelige Casino, Ressource genannt, als Mitglied ein, eine Belastung meines Budgets; doch Officiere hatten reducirte Preise, und als passionirter Tänzer wollte ich Herrenbekanntschaften machen, um vorgestellt zu werden.

Ich war kein Jäger, kein Raucher, kein Spieler, kein Trinker, selbst die Liebe kostete mich nur wenig, aber eine große Leidenschaft hatte ich für Pferde und Reiten.

Ein Akademiekamerad, Lieutenant Demel, später Feldmarschall-Lieutenant, ein sehr schneidiger Reiter, trat zu Civallard-uhlanen aus und lag in Pardubitz; Oberlieutenant Olivier Graf Wallis, die Grafen Berchtold und Lamberg nahmen sich seiner an und bildeten ihn zum Steeplechase- und Jagdreiter aus. Ich kam noch denselben Herbst nach Pardubitz und ritt die Jagden auf geliehenen Pferden.

Prager Gesellschaft.

Bis zum Fasching besuchte ich wenig Familien, das Haus De Vaux, jenes der Eltern des Oberlieutenants Tunkler, wo mir Mutter Tunkler eine zweite Mutter wurde, dann jenes eines Freundes meiner Eltern, eines alten Gelehrten mit einer relativ sehr jungen Frau, deren sehnlichster Wunsch ein Sohn war, weil sonst das Majorat an ein Kloster fallen sollte.

Noch vor dem Fasching stellte mich ein Geniehauptmann einer älteren Gräfin, einer schlauen kinderlosen Witwe vor, zu deren Füßen er lag.

Wäre ich nicht so jung, unerfahren, sonach dumm gewesen, würde ich dessen Absicht, in mir einen Nachfolger zu finden, durchschaut haben.

Ich besuchte sie in ihrer Loge im Theater und war einigemal zum Lunch tète-à-tète geladen, bis mir das richtige Licht aufging und keine Täuschung mehr möglich war, ahmte ich Joseph nach — darob Feindschaft, sogar Haß der Putiphar.

Im Fasching tanzte ich täglich mit Ausnahme des Freitags auf den Bällen der Aristokratie und unterhielt mich vortrefflich.

Die Bälle unterschieden sich dadurch von den jetzigen, daß es keine Uniformen und keine blasirte Jugend gab, die in Fensternischen gelangweilt herumsteht und gähnend mit Ungeduld das Souper erwartet. Alles, von Erzherzog Carl Ferdinand an, war im Frack.

Alles tanzte, auch die älteren Damen und von den Herren selbst viele Feldmarschall-Lieutenants, sämmtliche Rundtänze, den schnellen echten Wiener Walzer, nicht wie jetzt den langsamen französischen. Man tanzte engagirt auf den ganzen Tanz, gewöhnlich fix engagirt auf den ganzen Fasching; bei den großen Räumen der

Prager Palais war genug Platz für die ganze Jugend, trotzdem sich die Alten auch im Kreise drehten.

So wie bei Gestüten es gute und minder gute Jahrgänge gibt, so auch bei den Comtessen.

Damals war zweifellos ein sehr guter Jahrgang, darunter zwei Comtessen Waldstein und eine Fürstin Schwarzenberg, die zu allen Zeiten und in allen Ländern Mitteleuropas zu den hervorragendsten Schönheiten gezählt haben würden; nur drei Schwestern N. machten eine Ausnahme, von denen man nicht sagen konnte, von Dreien die Häßlichste, aber sagen mußte: die drei Häßlichsten; diese bildeten bei jedem Tanze ein wahres Gefrett für die Frau vom Hause und den Vortänzer, um sie tanzen zu machen, sonst wären sie auf ihren Sitzen angewachsen.

Rundtänze tanzte ich mit Fräuleins, Quadrillen und Cotillons mit Frauen. Zur Conversation waren mir Fräuleins Luft.

Die Prager Gesellschaft war heiter, natürlich, wohl exclusiv, aber freundlich und artig.

Unter den Damen war die markanteste Persönlichkeit die Fürstin Colloredo, geborene Gräfin Clam, Schwester des damaligen Grafen Clam Gallas, Oberst bei Kürassieren, ein sehr reicher Junggeselle.

Die Fürstin war schön, in vollster Bedeutung des Wortes, heiter, lebhaft, mit natürlich klarem, hervorragendem Verstand, liebenswürdig, mit einem unbeschreiblichen Charme, der Jeden, der sich ihr näherte, zu ihrem Sclaven machte, mit einem goldenen Herzen; in den Feldzügen leistete sie Samaritanerdienste, in ihrem Alter richtete sie ein Spital für Officiere in Teplitz ein, dem sie persönlich vorstand. — Dem sie Freundin war, bewahrte sie die Freundschaft in allen Wechselfällen des Lebens bis in ihr hohes Alter, wo sie in Wien in der Alservorstadt in einem gemietheten Palais die alten Freunde stets freundlich empfing.

Das einzige wirklich offene Haus, von dem ich wußte und wo man täglich nach dem Theater zum Thee kommen konnte, war bei ihr.

Tägliche Gäste waren von Damen Gräfin Festetics, eine Witwe, geborene Baronin Kotz mit ihren zwei Töchtern, spätere Gemahlinnen der Fürsten Carlos und Adolf Auersperg, die dritte Tochter trug noch kurze Kleider und versprach eine Schönheit zu werden.

In diesen Kreisen speiste man spät, nahm daher Abends blos leeren, starken, herben Thee mit wenigen Bäckereien.

Die eleganteste Erscheinung von den Herren war Fürst Carlos Auersperg, allgemein später in Wien aus dem politischen Leben bekannt.

Graf Clam Gallas führte ein elegantes, luxuriöses Garçonhaus. Täglich waren 11 Herren zum Diner geladen; französischer Koch, der 10 fl. per Couvert ohne Wein erhielt, die besten Weine. War der Hausherr abwesend, vertrat ihn Excellenz Graf Mitrowsky, ein sehr amusanter Causeur.

Graf Clam besaß stets vorzügliche englische Pferde, welche ihm sein Stallmeister in England ankaufte; einmal gewann er die Wette über ein Billard der Länge nach, ohne anzustreifen, zu springen. Er erkor sich seine Herzensdame aus der besseren Gesellschaft, hielt ihr Haus frei, fertigte sie bei ihrer Pensionirung mit Capital nobel ab. Was mich indignirte, war, daß viele Herren dem Gemahl die Hand reichten, obgleich es unmöglich war, daß er blos hintergangen worden wäre und bezahlte Hörner ahnungslos getragen haben würde.

Die Herren der Nichtaristokratie klagten über den Conversationsstoff, Tratsch über Personen, alles ist untereinander verwandt, Fürstin Nani, Gräfin Marie, Baronin Aglae; ein Uneingeweihter verstand anfangs nicht mehr, als wäre er unter Chinesen gesessen.

Es gab natürlich auch eine Chronik scandaleuse, eine Lästerzunge fand Stoff genug, um hinter dem Rücken einer oder zweier Personen die Anderen lachen zu machen.

Man lachte, doch waren solche böse Zungen gefürchtete Gäste; wahre Sympathie gewannen sie nie. Jeder dachte, heute Dir, morgen mir! Uebrigens damals ein Gesprächstoff! Schwer zu finden, was gar nicht vorhanden ist! Man hätte einen Roman, ein Märchen, eine Erzählung erfinden müssen.

Politik gab es keine, Religion war selbstverständlich ausgeschlossen, Eisenbahnen und Dampfschiffe fehlten; es konnten nur Wenige reisen, denn dies war zeit- und geldraubend, Zeitungen gab es sehr wenige und die las man ebenso wenig als populäre wissenschaftliche Schriften.

Wollte man die Leute nicht ausrichten und war man kein Franzose, der stundenlang angenehm über nichts plaudern kann, so blieb ja wirklich nichts als Theater und Wetter übrig.

Zwei originelle alte Fräuleins waren damals in Prag, sehr belesen, voll Verstand, aber selbst die größte Imagination konnte keine Spuren entschwundener Schönheit entdecken.

Sie wohnten im Hochparterre des Palais ihres Vaters, bezogen eine sehr mäßige Apanage, mußten sparen, daher kleideten sie sich sehr einfach schwarz.

Man konnte sie früh einkaufend täglich auf dem Markte sehen. Sie hatten die große Familienloge, empfingen in dieser Besuche, luden von Zeit zu Zeit die ganze Gesellschaft nebst Künstlern und Gelehrten, Abends nach dem Theater ein; da gab es leeren Thee mit Ausschluß jeder nahrhaften Beigabe, dagegen war für geistige Genüsse gesorgt; es wurde gesungen, musicirt, vorgelesen, declamirt.

Jährlich machten sie größere Reisen; einmal sollen sie nach Preßburg gereist sein. In Ungarn brauchte man keinen Paß, während man damals, wenn man von Wien nach Baden fahren wollte, einen Passirschein auf der Polizei holen mußte, und da schimpft man auf Rußland! Wie lange ist es denn her? Ein halbes Jahrhundert, daß es bei uns mit der persönlichen Freiheit schlechter bestellt war als jetzt in Rußland.

Der Ersparniß halber bezogen die zwei Schwestern in Preßburg eine möblirte Privatwohnung statt eines Hotels. Kaum machten sie sich bequem, trat ein Polizeicommissär mit einem Doctor ein; vor ihnen wohnte dort nämlich eine polizeilich concessionirte Dame, welche krank gewesen sein soll. Der Doctor will die beiden Baronessen visitiren, sie schrien Zeter und Mordio, betheuerten ihre Namen, alles umsonst, der Commissär sagte: „Das könnte Jeder sagen".

Das Parere soll gelautet haben: „Wohl gesund, aber stark gebraucht".

Bei vielen Prager Damen über dreißig Jahren wirkte die französische Lectüre vor und aus der Revolutionszeit stark nach; St. Simon hörte ich sehr oft nennen.

Was zur Revolutionszeit für Bücher mit Illustrationen erschienen, kann man sich jetzt unmöglich vorstellen; ich fand bei einem Büchersammler ein Buch mit wunderschön ausgeführten Bildern unter dem Titel: Les Exploits de mademoiselle Jeanne. Es ist unglaublich, daß diese Bilder wirklich Erlebtes vorstellten; alle sinnlichen Orgien der Griechen und Römer wurden durch diese Bilder in den Schatten gestellt.

Kein Wunder, daß die weibliche Phantasie überreizt und deren Sinnlichkeit angefacht wurde.

Man erzählte zum Beispiel als Factum folgende Geschichte, deren Wahrheit ich selbstverständlich nicht verbürgen kann. Zwei junge Ehepaare machten zusammen die Hochzeitsreise nach Italien; ein junger Herr begleitete dieselben als Reisemarschall. Wegen zu großer Hitze nahmen beide Ehepaare zum Diner nur durchsichtige Ueberwürfe; der junge Reisemarschall erschien aber in Frack und weißer Cravatte. Es wurde versichert, die beiden Ehemänner hätten auf der Reise ihre Frauen wiederholt gewechselt.

Viele Damen hatten anerkannte Verhältnisse: eine derselben wechselte ihre Curmacher wie Glacéhandschuhe. Merkwürdig ist, daß die nächste Generation nur treue Gattinnen aufwies trotz des Sprichwortes: „Der Apfel fällt nicht weit vom Baum". Doch erkläre ich es mir so, daß je nach der Anlage des Kindes das Beispiel entweder anziehend oder abschreckend wirkt, dann liegt doch viel an der Erzieherin, denn die Damen mit so vielen gesellschaftlichen Pflichten können sich nicht mit der Erziehung ihrer Töchter befassen.

Eine 40jährige, noch ganz begehrenswerthe Witwe, besonders für junge Herren, welche ihrer Schüchternheit wegen des Entgegenkommens und der Aufmunterung bedurften, hatte die Natur der Kaninchen — eine enorme Fruchtbarkeit.

Sie hatte neun legitime Kinder, von denen sechs lebten; sie war eine kleine Witwe, an das Küssen so gewöhnt, daß sie ohne Küsse sich wahrhaft unglücklich fühlte. Ihre Wahl fiel auf unerfahrene Jugend. Wie wahr ist doch das französische Bild: Wenn die Jugend wüßte! Die Gräfin hatte aus falscher Scham ihre Anbeter betreffs der verschiedenen Vorsichtsmaßregeln nicht unterrichtet; die Folge war jedes Jahr ein Kind, welches die Kammerjungfer auf sich nahm.

Ein Husarenrittmeister, ein eleganter und hübscher Mann mit gewandt-geselligen Formen, aber bis über die Ohren verschuldet, sollte infolgedessen quittiren; versuchte es aber, sich noch zu retten.

Er ließ sich in der Prager Gesellschaft vorstellen und machte einer schönen, circa 30 Jahre alten, reichen Dame die Cur, welche das Renommée hatte, ein zu weiches Herz zu besitzen, um aus Tugend so grausam zu sein, jemandem die Rolle des Ritters Toggenburg zuzumuthen. Er war dem Zahlkellner beim schwarzen

Roß Andree, dem Fiaker Schani, dem Pferdehändler Schavel und Anderen größere Beträge schuldig.

Er sprach: Herr Schavel, ich bin Ihnen über 10.000 fl. schuldig, was haben Sie davon, wenn ich quittiren muß und Ihnen erst nicht zahlen kann.

Stellen Sie vier elegante englische Reitpferde in meinen Stall; es ist doch einerlei, ob die Pferde bei Ihnen oder bei mir stehen, und wenn Sie sich vor Pfändungen fürchten, so miethen Sie den Stall auf Ihren Namen, ich hoffe mich zu retten.

Lieber Andree, geben Sie mir noch auf ein paar Wochen neuen Credit, ich hoffe mich zu retten, sonst verlieren Sie ja Alles.

Lieber Schani, sei gescheidt und riskire noch, fahre mich wieder, wahrscheinlich zahle ich dann Alles.

Dieser Rittmeister hatte in der Slovakei in den Karpathen ein verschuldetes Waldgut, aber Wald hatte er keinen mehr, nicht einmal einen Baum.

Nach einigen Wochen schon kaufte der Gemahl dieser Dame ab invisis das Gut. Schavel, Andree, Schani, auch die Banquiers, recte Wucherer, Herren Gl. — Abraham Kuh, waren bezahlt, jedoch schlug diese Finanzoperation dem Herrn Rittmeister schlecht an; man legte in seinem Regimente diesen Verkauf als Betrug aus, er mußte quittiren.

Am 21. Februar 1847 war ich Abends zu einem Professor, einem Freund meines Vaters, geladen; bei dieser Soirée waren auch Palacky und Rieger; man sprach deutsch.

Ich führte ein Tagebuch; in dieses schrieb ich noch in derselben Nacht am 21. Februar 1847 folgendes:

„Warum mußte ich heute in die Soirée zum Herrn Professor N. gehen und den traurigen Einblick in Oesterreichs Zukunft gewinnen!

Palacky ist hochbegabt, interessant, ein glühender Panslavist, sein Herz fühlt russisch und nicht österreichisch.

Armes Oesterreich! Dieses Conglomerat verschiedener Nationen! Wird die Dynastie, dieser starke Magnet, die centrifugalen Kräfte der Nationen überwinden und ein gemeinsames Vaterland ersetzen. Zweifellos hat Rußland eine große Zukunft; es wird das größte continentale Reich in zwei Welttheilen, als Riesenreich wird es auf alle Slaven eine ähnliche Anziehung ausüben wie die Sonne auf die Planeten.

Noch schläft das böhmische Volk, wenn man ihm nur einen Schlaftrunk geben könnte!

Bis die führenden Geister die Volksseele durchdringen, braucht es sehr langer Zeit, dies beweisen die bahnbrechenden Ideen der Gelehrten aller Zeiten.

Dämpfen und löschen, nur nicht blasen und anfachen, ist die Aufgabe der Regierung."

Graf Taaffe hat aber geblasen und angefacht!

Die öffentliche Meinung läßt den Grafen Badeni das Bad ausgießen, doch er trat das Erbe an; die nationalen Flammen schlugen schon zum Himmel empor. Er hat nur Oel in das Feuer gegossen.

Die jetzigen Reichsrathswahlen vollzogen sich in Böhmen unter dem Einfluße der Nationalitäten und die Radicalen wollen durch Terrorismus regieren. Der neugewählte Reichsrath wird schwerlich arbeitsfähig werden, was dann?

Absolut Regieren wäre ein Unglück für uns als ein dem Auslande verschuldeter Staat! Staatspapiere würden zurückströmen, wie könnte das kapitalsarme Oesterreich dieselben aufnehmen?

Wird den Czechen nachgegeben, so wird Oesterreich ein Föderativstaat, nach Außen ohne Ansehen, militärisch schwach und abdicirt als Großstaat. Wird dann dessen Bündniß noch begehrenswerth bleiben?

Oesterreich, als absoluter oder Föderativstaat, würde für Ungarn, nach der Neujahrsrede des ungarischen Ministerpräsidenten Szell, die Ueberweisung der gemeinsamen Angelegenheiten in den ausschließlichen Bereich des ungarischen Reichsrathes bedeuten. Die Demolirung des österreichischen Parlaments, welche das Programm der Czechen bildet, bedeutet also die Herrschaft des ungarischen Reichstages über Oesterreich, die Unterwerfung Oesterreichs unter das Dictat des ungarischen Parlaments. Es kann sein, wenn man den Schein, ein Großstaat zu sein, aufgeben wird, daß der innere Wohlstand steigt, doch Galizien, Istrien und Dalmatien werden die Reichshilfe schwer entbehren, wenn auch die Auslagen für die Armee geringer werden sollten.

Die Stimmen der Polen entscheiden über die Majorität.

Die Polen, obgleich Slaven, waren wegen ihres glühenden Russenhasses nie Panslavisten. So wie aber ein Schmerz durch einen noch heftigeren Schmerz gedämpft wird, scheinbar aufhört,

so wurde der Russenhaß durch den noch größeren Deutschenhaß gedämpft, welchen die Preußen durch ihre Ausrottungsmaßregeln in Posen züchteten.

Dieser Deutschenhaß dürfte die Polen dazu führen, mit den Czechen gemeinsame Sache zu machen, ein Unglück für die Zukunft Galiziens, denn dieses bedarf der Reichsunterstützung, welche es im Föderativstaate nie finden kann.

Durch dieses unatürliche Bündniß würde Galizien ein Harikiri an sich selbst vollziehen. Ohne strenger Geschäftsordnung kann kein Parlament in Oesterreich mehr bestehen, in welchem eine kleine Minorität durch rohen Terrorismus herrscht. Diese Geschäftsordnung ist vor Allem zu schaffen.

Religiöse Skrupel und Zweifel.

Es bemächtigten sich meiner ernstlich religiöse Zweifel. Gewissensskrupeln und Seelenkämpfe raubten mir die Ruhe. Glücklich derjenige, dem sie durch eine aufgeklärte vorurtheilsfreie Erziehung erspart bleiben! Es gährte oft stürmisch in meinem Innern; mit Schaudern denke ich daran zurück, bis der Gährungsproceß vollendet war und sich reine, helle Flüssigkeit abgesetzt hatte, trat Ruhe und Friede ein. Um verstanden zu werden, muß ich ins elterliche Haus zurück.

Mein Vater war ein Professor, Arzt und Operateur mit sehr großer Praxis, hatte keine Zeit, sich um unsere Erziehung zu kümmern, und trotzdem gewann er durch seine Herzensgüte, sein ruhiges Wesen, seinen reinen tadellosen Charakter, dem jeder Egoismus ferne lag, einen sehr großen Einfluß auf uns. Als größte Strafe galt uns die Drohung, beim Vater zu klagen, ihn zu kränken war uns das schrecklichste, jede Strafe zogen wir vor.

Er war im Salzkammergut in einer armen Familie geboren, welche fromm und gottesfürchtig wie die dortige gesammte Bevölkerung war.

Die Religiosität und die Gottesfurcht bewahrte er stets, nur quälte er sich oft vergebens ab, die Religion mit der Wissenschaft und der Vernunft in allen Fällen in Einklang zu bringen. Oft sagte er, dies und jenes sei nicht wörtlich, sondern blos bildlich zu nehmen, es sei anders zu verstehen ꝛc. ꝛc.

Mild gegen Andere, streng gegen sich, mit sehr ausgebildetem Gerechtigkeitssinn, wußte er in uns wahre christliche Nächstenliebe

zu wecken, die jeden Glauben und jede Religion achtete. Wahrheit ging ihm über Alles, er flößte uns tiefste Verachtung gegen die Lüge ein, ein Wort ein Mann, galt ihm als Grundsatz, Furcht und Feigheit bezeichnete er als das Elendste und Verächtlichste an einem Manne, er erzählte, wie die Germanen Feiglinge in dem Sumpf erstickten.

Sein Wahlspruch war: „Wissenschaft ist Macht".

Er sagte uns z. B. folgende Lebensregeln: „Sehe stets nach Vorwärts, nach Deinem Ideale, nie nach rückwärts! Suche stets, Vorzügliches zu leisten, dann wirst Du vielleicht die Mittelmäßigkeit übertreffen."

„Thue das Gute des Guten willen, nicht in der Hoffnung auf Belohnung, meide das Böse nicht aus Furcht vor Strafe."

„Verzage nie und hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott!"

„Die Bienen ahme nach, stets thätig, suchen sie den Honig in jeder Blume, so suche auch Du das Gute, wo Du es findest, lerne von Jedem, der mehr weiß und besser handelt als Du!"

„Beobachte die Natur, sie ist die beste Lehrmeisterin!"

„Dem Muthigen gehört die Welt!"

„Mäßigkeit in Allem erhält frisch Körper und Geist."

„Das Einfachste zu finden ist das Schwerste.

„Geister gibt's nicht auf Erden."

„In der Natur gibt es keine Sprünge."

„Wunder gibt es keine."

„Wer sagt: Ich lüge nicht", ist ein Lügner, wer sagt: „Ich stehle nicht", ist ein Dieb. Wer sich des Muthes und der Tapferkeit brüstet, ist feig, denn der Ehrenmann findet Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit und persönlichen Muth selbstverständlich.

Damals bestand der Unfug, daß Kindsfrauen und Dienstboten mit Geistergeschichten, an die sie selbst glaubten, in den Kindern Schauer und Aberglaube zu erzeugen suchten; die Kinder fürchteten sich, allein in einem finsteren Zimmer zu bleiben; diesem Aberglauben wirkte mein Vater mit allen Mitteln entgegen.

Wir wohnten im Sommer in Hietzing; wie oft sandte er mich in finsterer Nacht mit einem Briefe nach Hetzendorf, wohin der Weg unmittelbar am Friedhofe herbeiführte.

Der größte Schmerz durfte uns keinen Laut, keine Thränen erpressen, wir wurden bedürfnißlos erzogen, sowie er es war; unabhängig von fremder Bedienung.

In den Ferien reisten wir jährlich ins Salzkammergut und ins Salzburgische und machten Fußpartien; die schwierigsten, gefährlichsten Stege waren die gesuchtesten, keine Gelegenheit ließ er vorübergehen, um die Beobachtungsgabe zu wecken.

Ich hatte damals die Anlage zu einer extremen Frömmigkeit. Ich schrieb mir zur ersten Beichte einen Bogen voll Sünden auf; unter Anderem sagte ich auch: „Ich habe Unkeuschheit getrieben". Der Beichtvater drang mit Fragen in mich, die ich alle nicht verstanden habe, endlich gestand ich blutroth vor Scham: „Man vergaß den Nachttopf, ich konnte nicht mehr das Wasser halten und benützte das Lavoir." Ich hielt nämlich alles Unschickliche für Unkeuschheit. Die Ohrenbeichte war mir seit jener ersten Beichte aus der Seele zuwider, mich empörte auch das oft unanständige Ausfragen der Frauen und Mädchen, so wie ich oft hörte, ich erinnere mich z. B., daß einmal meine Mutter von einer Beichte sehr erregt zurückkam und meinen Vater aufgebracht erzählte, ich hörte bloß einzelne Worte wie: „Scandal, Gemeinheit 2c." Es choquirte mich später die fabriksmäßige Beichte beim Militär und empörte mich in der italienischen Revolution das Verleiten unserer italienischen Soldaten zum Treubruche.

An Wunder glaubte ich nie, selbst in meiner Jugend nicht; dafür sorgte schon mein Vater. Unbegriffenes ist doch kein Wunder; täglich in unserer nächsten Nähe sehen wir Unbegriffenes sich vollbringen.

Die Donau wird nie nach Donaueschingen fließen, ein Eunuche nie selbst Kinder erzeugen, und kein Mann Kinder gebären.

Mich erschütterten die Verkündigungen von zwei neuen Dogmen, 1850 das der unbefleckten Empfängniß Maria's, 1873 jenes der Unfehlbarkeit des Papstes, gegen welches sämmtliche deutschen Bischöfe oponirten. Ich hielte es für einen großen Fortschritt, wenn man wieder auf die erhabene reine Lehre Christi zurückkommen würde. Jesus Christus würde aber seine Lehre kaum mehr erkennen, und wenn er wieder auf die Welt käme, so dürfte er wegen Religionsstörung mit den Behörden in Conflict gerathen.

Während meiner Dienstzeit las ich außer Militärisches und Geschichtliches keine Bücher; nach meiner Pensionirung erst Naturwissenschaftliches; Philosophisches nie, denn gegen Philosophie habe ich auch jetzt noch eine Antipathie.

Krankheit.

Ende der Fastenzeit wurde ich krank und hätte operirt werden sollen. Um meinen Eltern keine Besorgniß zu machen, schrieb ich nicht, daß ich ernster krank sei. Zu meinem Glücke kam Abends vor der Operation unerwartet mein Vater, der selbst zu einer Operation von Wien berufen worden war. Ich bin decidirt dagegen, sagte er, ich werde ein anderes Mittel versuchen. Durch dieses wurde ich binnen vierzehn Tagen wieder dienstfähig.

Ohne mein Zuthun, nur aus Zufall kam er. Dieses Kommen meines Vaters war ein entschiedenes Glück. „Aus den Wolken muß es fallen, aus der Götter Schooß das Glück.“ Sehr oft wird das Wort Glück auch dort in der Rede angewandt, wo nicht dem Glück, sondern dem Gedanken und der Ausführung das Verdienst gebührt. Unter „Glück muß man haben“ stellen sich Viele vor, glückliche Zufälle müssen ein Unternehmen begünstigen, soll es gelingen, während doch gewöhnlich unerwartete Schwierigkeiten und Frictionen eintreten, die überwunden werden müssen. Kein Unternehmen ist gefahrlos, von der Art der Ausführung hängt der größte Theil des Gelingens ab, der Eine erreicht das gewünschte Ziel, der Andere verunglückt unter ganz gleichen Umständen. Sehr viel hängt vom Erfassen glücklicher Zufälle ab „und der mächtigste von allen Herrschern ist der Augenblick“.

Ein Beispiel aus der neuesten Zeit. Rußland wollte das Protectorat über die Mandschurei, dies hätte es erst nach vielen Jahren erreicht. Zu Rußlands Glück griffen die Chinesen die Russen an; dies wurde sogleich zum mächtigen Einschreiten benützt und was erst nach Jahren zeitigen konnte, wurde schon jetzt durch das Ergreifen der günstigen Gelegenheit erreicht.

Auch Nestroy hat unter Glück blos glücklichen Zufall verstehen können, wenn er sagte: „Nur der Dumme hat Glück.“ Glück ist eigentlich oft Unglück und umgekehrt. Fängt ein junger Mensch z. B. zum Kartenspielen an, und gewinnt anfangs, so bekommt er Lust zum Spielen und wird dazu verleitet. Dies Glück ist aber sein Unglück, denn Verluste folgen unbedingt. Nie ist noch ein Spieler reich gestorben, wenn er zu spielen nicht aufgehört hat.

Ich kenne Jemanden, der das erste Jahr seiner Hopfenernte zufällig beim Verkaufe den höchsten Preis erzielte, infolge dieses

Glückes aber versäumte er die zehn folgenden Jahre stets den richtigen Moment und mußte dann elend verkaufen. Hopfen verliert nämlich nach der Saison meistens rapid an Werth.

Der erste Verkauf war Glück, weil Zufall, gab aber Veranlaßung zum Unglück. Doch eigentlich kann man es nicht Unglück nennen, denn es ist stets irationell, beim Verkaufen den höchsten Preis erreichen zu wollen, denn man versäumt zu leicht die Ueberfuhr; im Steigen muß man verkaufen, denn im Fallen ziehen sich die Käufer zurück.

Nur wann? Wie lange dauert das Steigen? Wann ist zu realisiren? Dies zu beurtheilen, ist oft sehr complicirt.

Ein Beispiel bei Papieren. Politik und Handelsconjuncturen sind zuerst maßgebend, das Große beherrscht das Detail. Dann der innere Werth, wobei die Hoffnung, die Phantasie, oft mehr als die Wirklichkeit beeinflußt. Die Speculation ist die leichte Cavallerie, sie eclairirt und eilt voraus. Noch vor Eintritt des Gehofften ist zu realisiren, nicht allein wegen der möglichen Enttäuschung, sondern auch um nicht ins Gedränge mit den Weggehenden zu gelangen, denn die ganze Speculation will heraus.

Bei Speculationen genügen Verstand, Wissen und Praxis nicht, Glück gehört unbedingt auch dazu, denn es gibt so viele unerwartete nicht vorauszusehende Factoren, welche die scheinbar beste Combination durchkreuzen können. Speculation ist von allen Unternehmungen die gefährlichste, dann kommt der legitime Handel, das Bank- und Baugeschäft, die Industrie, Landwirthschaft, ein Wettergeschäft, dann Rentier.

Bevor die Speculation sich nicht eines Papieres annimmt, ist das billigste und dabei gute ein todter Hund. Das haben z. B. seinerzeit die Communallose gezeigt, die erst Baron Hirsch moussiren machen mußte, um sie auf ihren wahren Werth zu bringen, und jetzt z. B. die Türkenlose, das einzige Lospapier, bei dem man bei dem kleinsten Treffer *nicht* verliert, *sondern gewinnt*. Dabei werden die türkischen Finanzen stets besser, die internationale Controlcommission verfügt über genug Fonds, um selbst den Trefferwerth zu erhöhen. Man sollte glauben, daß Jeder, dem ein anderes Los gezogen wurde, dasselbe durch ein Türkenlos ersetze; aber Vorurtheile verlieren sich im großen Publicum sehr schwer. Wie lange dauerte es z. B., bis man in Oesterreich ungarische Renten zur Anlage kaufte? Und dennoch wurde mit den-

selben so enorm gewonnen, und sicher waren sie doch unbedingt, sicherer als die Allgemeine österreichische Rente, denn würden die Ungarn in eine finanzielle Noth gerathen, so hören sie höchstwahrscheinlich vor Allem auf, zu den allgemeinen Lasten zu zahlen.

Während meiner Krankheit hatte ich einen Conflict mit meiner Nachbarin, Fräuleins werden Memoiren eines Veteranen nicht lesen, darum scheue ich mich nicht zu erzählen, was ich sonst verschweigen würde.

Meine Nachbarin hatte ihr Schlafzimmer neben dem meinigen, nur durch eine zugesperrte Thüre getrennt. Sie war einstens eine Oebstlerin in Prag, enorm gemein, sehr groß, ein Wiener Fiaker hätte sie Elephantenweibel genannt, mit einer sehr kräftigen Baßstimme. Sie hatte seinerzeit ein Verhältniß mit einem höheren Officier und von diesem eine Tochter. Als dieser Officier General geworden war, heirathete er die Mutter, um seine Tochter legitim zu machen, und war bis zu seinem Tode in Italien in Garnison. Mutter und Tochter bildeten sich ein, echte Italienerinnen zu sein, ahmten daher das italienische Nachtleben nach, indem sie laut bis gegen 2 Uhr Früh conversirten. Ich ersuchte die Mutter sehr artig, aber dringend, mich von 10 Uhr an schlafen zu lassen. Aber umsonst; daher drohte ich Tags darauf mit Rache. Ich bohrte ein Loch in die Thüre und sah, daß ich neben dem Nachtkästchen in der Höhe desselben herausgekommen war. Nächsten Tag hörte ich ein wasserfallartiges Plätschern, guckte, erblickte einen entblößten Theil, nahm schnell eine kleine Spritze, füllte sie mit Tinte, spritzte und traf ausgezeichnet.

Großartiges Spectakel, Geschimpfe in drei Sprachen, doch nach 10 Uhr Abends war Ruhe.

Als ich wieder ausging, war mir klar, daß ich bei der Wohnung meiner Nachbarinnen nicht passiren konnte, ich ging mittelst Leiter so lange durch das Fenster in den Garten, bis wieder Friede geschlossen wurde.

Bekanntschaft mit einem Aventurier.

Durch Oberst Kahlert von den Kaiser-Uhlanen lernte ich zufällig einen Herrn kennen, welcher auf der Gasse mit dem Herrn Obersten sprach; letzterer sagte bloß Herr von N., ehemaliger

Oberlieutenant im Regimente. Das Wort „ehemaliger" hätte mich stutzig machen sollen, doch meine Unerfahrenheit unterließ es, nähere Details nachzufragen.

Nachdem ich mich vom Herrn Obersten empfohlen hatte, begleitete mich N., ein schöner, elegant aussehender Mann mit einnehmenden Manieren, hübscher deutscher Sprache — er war Reichsdeutscher — und prahlte mit schönen Grundsätzen. Ich machte ihn mit der Abendgesellschaft beim „Schwarzen Roß" bekannt.

Nach einigen Tagen verreiste er aufs Land, kehrte nach kurzer Zeit zurück, quartierte sich bei mir ein und blieb länger, als mir lieb war. Vor seiner Abreise ersuchte er mich, in meiner Wohnung einen Thee geben zu können, zu welchem er die Abendgesellschaft vom schwarzen Roß einladen wollte. Chlumetzky, der Eduard Sacher in Prag, besorgte einen eleganten Thee. Ich beneidete N.; wenn ich nur je im Stande wäre, einen ähnlichen Thee zu geben, dachte ich mir. Alles war heiter, gegen Früh fing man an, Hazard zu spielen, dem ich aber blos platonisch zusah: spät gegen 8 Uhr Früh trennte man sich, und noch am selben Tage reiste N. ab.

Zwei Wochen später kam an mich eine famose Rechnung von Chlumetzky. Beim Oeffnen derselben gab es mir einen förmlichen Ruck.

Ich lief zu Chlumetzky.

„Warum senden Sie die Rechnung zu mir?"

„Herr N. bestellte Alles für Sie in Ihre Wohnung", war die Antwort. Ich war sprachlos, doch infolge meines Briefes an N. kam ich mit dem bloßen Schrecken davon. N. schrieb dem Chlumetzky und versprach zu zahlen.

Eines Tages kam N. zu mir und sagte:

„Du mußt ein Jäger werden, jeder elegante junge Mann muß jagen. Jetzt fängt die Auerhahnjagd an, die interessanteste Jagd von allen in Böhmen. Ich kenne den Forstmeister in Kuchelbad, habe schon Alles arrangirt, wir fahren heute Abends, Alles halb part, bitte bestelle den Wagen." Abends soupirten wir beim Forstmeister, der Abend war lang.

„Kannst Du Piquet spielen?" fragte er.

„Nein", war meine Antwort.

„Es ist ein leichtes Spiel, ich werde es Dir lernen." Wir spielten einige Spiele mit offenen Karten, dann sagte er: „Jetzt

kannst Du es schon, wir werden billig um Geld spielen, ich werde die Rechnung führen, das kannst Du nicht."

Als wir Abends endeten, sagte er: „Vielleicht spielen wir noch morgen, die Rechnung soll einstweilen bleiben."

Nächsten Morgen standen wir bei stockfinsterer Nacht um 3 Uhr früh auf, stiegen im Schnee bergan, dann pst! pst! gab er mir das Zeichen zum Ruhigstehenbleiben. Er sprang in Sätzen vorwärts. Puff! „Er ist getroffen und gefallen!" rief er. Ich hörte nicht balzen und sah keinen Auerhahn; und das soll ein Vergnügen sein, dachte ich mir.

Beim Forstmeister sagte mir R.: „Sei so gut, auch für mich zu zahlen, ich habe mein Geld mitzunehmen vergessen." Ehe wir in Prag ankamen, fragte ich nach der Spielrechnung. Daß ich nicht gewonnen hatte, war mir klar, aber die Höhe der Summe war für mich noch das X. Er zeigte mir die Rechnung: 140 fl., und eine Spielschuld war, wie ich wußte, eine Ehrenschuld, diese konnte man nicht ratenweise zahlen; nur fand ich es nicht ehrenhaft, mit einem Unwissenden um Geld zu spielen, und noch dazu verhältnißmäßig so hoch. Doch erzählte er mir andere ähnliche Beispiele, z. B. von einem Escadrons-Commandanten bei Kaiser-Uhlanen, M—ky, der seinem blutjungen Lieutenant 30.000 fl. im Macao abgewonnen hat, vergaß aber dabei zu erzählen, daß dies ihm seine Charge kostete.

„Im Anfange muß Jeder verlieren, das bringt sich dann reichlich ein", meinte er.

Fiaker	12 fl.
Forstmeister . .	20 „
Spiel	140 „
Summe .	172 fl.

Wenig geschlafen, im Schnee bergauf gestiegen, keinen Auerhahn gehört und keinen gesehen, keinen Schuß abgegeben und für all dies noch 172 fl. zahlen, gewiß ein Malheur, vielleicht doch aber ein Glück, weil ich hiedurch die Ambition verloren habe, ein Jäger zu werden.

Nun hatte ich die Wahl, mich entweder an Abraham Kuhe oder an meine Eltern zu wenden. Im ersten Falle 36 Percent, dadurch die Aussicht auf mehr Schulden, denn diese wachsen in Progession, wie ich schon vom Hörensagen wußte, durch Zinsen und Zuschreiben an. Ich schrieb einen zerknirschten Brief nach

Hause. Mit der Freundschaft selbstverständlich war es aus; trotzdem wußte N. mich noch einmal dran zu bekommen. Er war sehr gut im Hause einer Witwe, die ich auch kannte und die mich manchmal zum Diner eingeladen hat. Später erst erfuhr ich, daß er von ihr ausgehalten wurde. Nächsten Herbst schrieb mir N.: „Die Gräfin läßt Dich ersuchen, für sie den Heu- und Strohvorrath für den Winter, so und so viel Centner, zu kaufen, sie kommt bald und wird die Rechnung dann gleich bezahlen." Warum schrieb sie nicht selbst, hätte mir gleich auffallen können! Dummheit, falsche Scham bewirkte, daß ich dies mittelst finanzieller Hilfe des Abraham Kuhe ausführte. Die Gräfin kam nach Prag, Alles still, ich machte ihr einen Besuch, sie that aber nichts dergleichen; nun hätte ich schon Lunte riechen können, doch hielt ich es für unmöglich, daß N. das Geld schon erhalten und für sich verwendet haben sollte. Eine Frau, die ich um Rath fragte, sagte: „Schreiben Sie der Gräfin, ich bin überzeugt, sie weiß nichts davon und N. hat gewiß das Geld erhalten und für sich verwendet." Mit der Antwort bekam ich unter vielen Entschuldigungen das Geld mit der Versicherung, gar nichts gewußt zu haben, daß ich die Vorräthe gekauft hatte.

Eigentlich kam ich im Ganzen mit einem blauen Auge und mit der Warnung davon, nicht zu viel Vertrauensseligkeit zu haben, welche recht schlecht bekommen kann.

N. wurde durch die Freundschaft eines Inhaber-Adjutanten 1850 Lieutenant bei den Husaren und heirathete bald darauf die Tochter eines reichen Brünner Fabrikanten, dadurch schien er aus dem Wasser zu sein, jedoch spielte er einen großen Herrn. Das Haus voller Gäste, Pferde, Equipagen, Hazardspielen, Jagden, und als es bergab ging, machte er verunglückte Versuche, sich durch die Börse zu retten, er verputzte das ganze Vermögen seiner Frau, machte Schulden und schrieb falsche Wechsel; er flüchtete, ohne je wieder erschienen zu sein, und seine Frau, die ihn noch liebte, kehrte gemüthskrank mit zwei kleinen Kindern zu ihren Eltern zurück.

Meine erste Liebe.

Mehrere Frauen von Generalen und Stabsofficieren ließen sich jenen Damen der Aristokratie vorstellen, welche Haus machten, wurden zu größeren Diners, Bällen oder Soiréen eingeladen,

jedoch nur eine Dame verkehrte auch intim in diesen Kreisen. Es war dies die Frau eines Dragonermajors, eine hübsche, junge Frau mit sehr einnehmenden Manieren, voll Feuer und Temperament, von Herren stets umgeben, welche als Kind in Neapel gefunden und von der Fürstin Suwaróff erzogen worden war.

Die Frau eines anderen Stabsofficiers, 34 Jahre alt, auffallend schön, voller Grazie, mit schönen, feinen, langen schwarzen Haaren, blauen Augen, prachtvollen Zähnen, bezauberndem Lachen, eher groß, superb gewachsen, mit einer reizenden Büste, kleinen potletten Händen mit sehr angenehmer Touche, dabei geistreich und stets heiter und guter Laune, wohlwollend, mit sehr gutem Herzen, eine leichte, flotte, elegante Tänzerin, tanzte mit mir den Cotillon.

Dies war für mich, einen so jungen Grasteufel, ein colossales Glück, um welches ich auch sehr beneidet wurde. Bei Rundtänzen konnte sie nicht einen Moment ruhen, sie flog von Arm zu Arm.

Sie war die einzige Tochter eines hervorragenden Generals, ihre Mutter war reich, sie wurde im Kloster erzogen und aus dem Kloster direct an einen Oberst verheirathet. In der Brautnacht bemächtigte sie sich eines Revolvers, sperrte sich ein und schwor, den Eindringenden zu erschießen. Nichts half, kein Zureden der Eltern, keine Lehren des Beichtvaters, kein Flehen ihres Mannes. Der Verdacht, Liebe für einen Anderen sei die Ursache, machte ihn unbeschreiblich eifersüchtig; sie durfte nur mit ihm ausgehen, nicht einmal mit ihren Eltern. Niemand als ihre Eltern durften ins Haus. Täglich Abends wurde mit ihren Eltern Whist gespielt. Sie und er waren unglücklich. Kurz nach einem Jahre starb er an den Leiden unbefriedigter Liebe.

Sie lernte später ihren zweiten Mann kennen, heirathete ihn aus Liebe als eine noch reine jungfräuliche Witwe. Als sie mit dem zweiten Kinde hoch in der Hoffnung war, ertappte sie ihren Mann bei einer Untreue. Von da an hörte jeder weitere Verkehr zwischen Beiden auf, ohne daß im geselligen Umgange vor Fremden das Geringste zu merken gewesen wäre.

Ich hatte mir den Grundsatz gebildet, beim Manne müsse der Kopf das Herz beherrschen, das Gefühl dem Verstande unterthan bleiben. Ich kämpfte daher gegen das Verlieben, welches ich für eine Schwäche hielt, der geistige Charme mußte erst meine Gegenwehr niederkämpfen.

Alle meine Gedanken concentrirten sich auf sie, im Traume erschien sie mir, mein erster Gedanke beim Erwachen war sie, mein letzter allabendlich war ihr geweiht, kurz die erste Liebe mit der ganzen Gluth eines so lange unterdrückten Herzens. Zuerst kämpfte ich in meinem Innern, dann leistete sie noch längere Zeit Widerstand, jetzt weiß ich wohl, nicht aus Tugend, sondern um tugendhaft zu scheinen und dadurch meine Liebe zu noch größerer Flamme anzufachen. Nichts fesselt den Mann mehr als der Gedanke, die Liebe der Angebetenen sei so mächtig, um die Schranken der Tugend und der Grundsätze zu zerbrechen und nach hartem Kampfe mit sich selbst sich erst dem Heißgeliebten zu ergeben, und das theuerste einer Frau, ihre Unschuld, ihm zu opfern.

Mehrere Jahre später erfuhr ich, daß sie früher ein Verhältniß mit einem sehr jungen General, einem Don Juan, hatte, welches damals eigentlich noch bestand, denn wenn er mit ihr an einem Orte zusammenkam, so erkannte sie sein Vorrecht wieder an, der Andere mußte Platz machen und auf die Zeit des Wiedersehens mit dem alten Geliebten unsichtbar werden.

Welch Glück für mich, daß er damals nie nach Prag kam, meine Illusion, mein himmlisches Glück wäre dahin gewesen! Mißtrauen hätte mein Herz für alle Zukunft vergiftet. Jeder Glaube an Frauen, an deren Treue wäre dahin gewesen. Enttäuschungen in der Jugend wirken fürs Leben verderblich; im Alter mit mehr Erfahrungen werden sie schon deswegen weniger tragisch genommen, weil man sich Illusionen weniger hingibt.

Ich ging Abends zu ihr, gleich nach 11 Uhr Nachts kam ihr Mann aus der adeligen Ressource. Er schien Menelaus studirt zu haben, er klopfte wohl nicht an, aber sprach dafür stets laut mit seinem Diener und erst nach fünf bis sechs Minuten trat er ein, dann erst wurde Thee genommen. Die Zeit flog für mich pfeilschnell dahin, bis das Frühjahr 1848 die Mailänder Revolution gebar und ich auf mein dringendes Ansuchen nach Italien versetzt wurde.

Die Gefühle der Liebe, wie verschieden sind sie doch! Dasselbe Wort: „Liebe", und wie himmelweit verschieden dessen Sinn. Wie viele unerklärliche Räthsel der Natur birgt das, was man Liebe nennt?

Wie kommt es, daß bei gleicher Liebe, bei der man glaubt, ohne den Besitz der Geliebten nicht mehr leben zu können, bei der einen der Besitz die Liebe steigert, bei einer anderen sie erkalten macht? Wie kommt es, daß bei rein sinnlicher Liebe eine Schönheit kalt läßt, während eine viel weniger hübsche elektrisirt?

Ich kannte einen Herrn der siebzehn Jahre ein Verhältniß hatte, im achzehnten Jahre heirathete er seine Geliebte. Acht Wochen nachher war ich bei ihm, als ein alter Freund ihn besuchte und sagte: „Ich werde es Dir nachmachen und meine Ella heirathen". „Um Gotteswillen, thue dies nicht, siebzehn Jahre lebten Resi und ich wie Turteltauben, nun habe ich die Hölle auf Erden. Wohl nur ein Beweis, daß Resi nur aus Interesse dergleichen that zu lieben, und als sie sich sicher fühlte, die Verstellung aufgab. Wie kommt es, daß eine schöne, liebenswürdige Frau vernachläßigt wird, während eine viel mindere fesselt? Ich hatte einen Freund, der eine schöne, liebe, gescheite, gute Frau hatte, welcher sehr viele die Cour gemacht haben würden, wenn sie weniger treu und tugendhaft gewesen wäre, und der in eine weniger hübsche Schauspielerin v e r n a r r t war, in einen Vampyr, welcher mit kaltem Herzen viele Verehrer finanziell ruinirte und dann ihren Opfern den Laufpaß gab.

Ja, bei der Ehe kann man sagen, die Ehe ist die Liebe im Schlafrock. Wie viel geschieht auch im ehelichen Leben, was den zarten Duft, die Poesie der Liebe zerstört! Schon das Schlafen in ein und demselben Zimmer verletzt das natürliche und anerzogene Schamgefühl der jungen Frau, davon will ich gar nicht sprechen, daß sich oft eines von beiden von einer unangenehmen Seite zeigt, z. B. durch Schnarchen 2c. 2c. Wie oft zeigt sich eine Frau ihrem Manne nachläßig gekleidet, unfrisirt, wie sie sich nie einem Adorateur zeigen würde. Der Ehemann verdient doch auch etwas Coquetterie, nicht nur der Liebhaber. Wie viele Ehefrauen sind vor lauter Anstand und Würde fad und langweilig, diese müssen ja in der Concurrenz verlieren. Wenn ein Mann die Liebe seiner Frau zu bewahren weiß, braucht er keine Angst vor Hörnern zu haben, denn eine Frau, die liebt, ist gegen jede Verführung gepanzert.

Und d i e B r a u t n a c h t, wie sie bei uns Mode ist, halte ich einem unschuldigen Mädchen gegenüber für e i n e g e m e i n e R o h h e i t. Man bedenke, ein unschuldiges Mädchen, welches bei

einer strengen Mutter vor der Hochzeit nicht einmal ihren Bräutigam küssen durfte, wird blos deshalb, weil die kirchliche Ceremonie statt gefunden hat, ohne jeden Uebergang, ohne jeder Vorbereitung zur Frau gemacht. Dies kann einen Widerwillen gegen den Mann fürs Leben zur Folge haben und hat es auch oft gehabt. Eine Frau in Prag erzählte mir, daß sie aus Liebe geheirathet habe, aber in der Brautnacht einen unüberwindlichen Ekel von ihrem Manne bekommen habe, den sie nie mehr überwinden konnte. Dasselbe erzählte mir mehrere Jahre später eine Frau in Wien. Es gibt auch jetzt noch ganz unschuldige Mädchen, dies ist kein leerer Wahn. Z. B. eine Braut sagte ihrem Brautführer beim Souper nach der Hochzeit: „Merkwürdig, ich verspüre gar keine Veränderung." Sie glaubte, eine Art heiliger Geist müsse in sie hineinfahren. Eine Andere stellte sich vor, durch einen Kuß auf die Schultern empfange man Kinder und war stolz darauf, an die Fabel vom Storch nicht zu glauben.

Hat man schon so lange warten müssen, warum nicht noch ein paar Tage Geduld haben, um seine Frau nach der Hochzeit nach allen Regeln der Natur zu verführen, nach und nach, in der Natur gibt es eben keine Sprünge! Warum Töchter von vielen Müttern so unwissend unschuldig erzogen werden, verstehe ich nicht. Etwa, damit ein Schwiegersohn in spe einen Haut goût genieße, welchen er vielleicht gar nicht zu schätzen weiß? Für die Töchter sehe ich nichts Gutes: entweder Enttäuschung nach der Hochzeit oder Gefahr vor derselben, denn man kann sich nur vor der Gefahr schützen, die man kennt. Kein Mädchen sieht in einem Kuße etwas Schlechtes, sie küßt doch Brüder, selbst Onkeln und Cousins, warum soll sie nicht einen Kuß von Demjenigen sich abbetteln lassen, den sie liebt und der vorgibt, sie heirathen zu wollen.

Durch Küsse wird sie aber sinnlich aufgeregt, hypnotisirt, willenlos gelähmt, und ist der Mann ein gewissenloser Kerl und findet sich Gelegenheit, so ist sie verloren. Bekommt ein wohlerzogenes Mädchen ein Kind, so zeigt dies von ihrer Unschuld, nicht aber von ihrer Schuld, denn eine, welche die Gefahr kennt, weicht ihr aus, oder weiß sich zu helfen.

Frühjahr 1847.

Im Frühjahre wurde ich als Lehrling dem Herrn Oberlieutenant von Tunkler beim Bau der Karolinenthaler Kaserne zu

getheilt. Der Bau aus Bruchstein war an einen Unternehmer vergeben und hatte die Höhe des dritten Stockwerkes erreicht. Der Objectscommandant hatte blos die Controle; dadurch entfiel die Materialbeschaffnng und die Baudisposition, welche eigentlich die Fähigkeit zu einem Unternehmer zeigt.

Bei einem Nichtregiebau lernt man wenig. Ich lernte eigentlich blos daraüf zu sehen, daß gut mit kleinen Steinen zwischen den großen ausgezwickelt werde.

Der Objectscommandant war ein sehr guter, wohlwollender Mensch, doch seine große Ambition machte ihn zum Chicaneur, es wurde Baumaterial zurückgestoßen, welches zum Glück für den Bauunternehmer beim Baue des nebenliegenden Eisenbahnviaductes verwendet werden konnte, welcher bis jetzt über fünfzig Jahre trotz des starken Eisenbahnverkehres felsenfest steht.

Gewinn oder Verlust des Bauunternehmers hängt zum großen Theile vom Objectscommandanten ab, bei dem einen kann ohne Schaden fürs Aerar gewonnen werden, während bei einem zweiten ohne jeden Nutzen fürs Aerar verloren wird. Chicanen sind nicht zu rechtfertigen und schaden auch dem Aerar, weil sie die Preise für die Zukunft vertheuern und Nachtragsforderungen heraufbeschwören können.

Im August, wie ich glaube, erkrankte der Objectscommandant beim Regiebau des Wyschehrader Thores. Obgleich ich der Jüngste war, wurde ich als Stellvertreter commandirt. Gleich die ersten Tage waren die Leerbögen zu dem windschiefen Tonnengewölbe des Thores nöthig. Ich befahl cavalierement dem Werkführer: „Lassen Sie die Leerbögen machen". „Zum windschiefen Tonnengewölbe kann ich sie nicht vorreißen!" war die Antwort. Der Angstschweiß stand auf meiner Stirne. In meinem Lehrbuche fand ich die Anleitung nicht, und Oberlieutenant Tunkler genierte ich mich zu fragen. Es kostete achtundvierzig Stunden Studirens und Probirens, bis die Leerbögen vorgezeichnet waren. Noch im selben Herbste wurde der Bau vollendet, der mir eine Belobung meines Geniedirectors eintrug.

Im Laufe des Sommers wurde die Eisenbahn nach Dresden eröffnet. Sehr interessant! Ich verschaffte mir eine Einladung zur Theilnahme an der feierlichen Eröffnungsfahrt. Von Oesterreich fuhr ein Herr der Aristokratie mit, welcher im Renommée stand, für sein Alter sehr gut erhalten zu sein. Ein ebensolcher Herr wohnte

in Dresden. Beide freuten sich, einander kennen zu lernen. Bei ihrer gegenseitigen Begegnung fragte der Eine:

„Sie waschen sich gewiß täglich den ganzen Körper mit kaltem Wasser oder baden täglich kalt?"

Der Zweite: „Nie, ich wasche mich und bade mich nur warm."

Erster: „Aber Wasser werden Sie trinken?"

Zweiter: „Keinen Tropfen, nur Wein."

Erster: „Sie gehen gewiß zeitlich zu Bette?"

Zweiter: „Nie vor 2 Uhr Früh."

Erster: „Aber im Punkte der Liebe werden Sie sich nach Luther halten?"

Zweiter: „Wenn nicht jede Nacht, mit Repetition Früh, so werde ich krank."

Beide grinsten sich an und schüttelten sich die Hände, erstaunt über die Verschiedenheit der Naturen. Alles individuell! Darum die Erziehung der Kinder und die Aufzucht der Thiere so schwer, weil es nicht Jedermanns Sache ist, richtig zu beobachten.

Bei der Festtafel kam ich neben dem Eisenbahnbauunternehmer Klein zu sitzen, ein self-made-man. Für einen solchen hatte ich stets große Achtung und Bewunderung. Man sah ihm an, daß er vom schwer arbeitenden Arbeiter sich emporgeschwungen habe, große, derbe Hände, große Füße, kein elegantes, feingeschnittenes, aber ein sehr intelligentes Gesicht. Er begann als Teichgräber, dann schwang er sich vom kleinen zum größeren Partieführer und endlich zum stets größeren Eisenbahnbauunternehmer auf, bis er Oesterreichs größter und reichster Unternehmer wurde. Nach seinem Tode soll für über dreißig Millionen Gulden Erbsteuer gezahlt worden sein; schreiben konnte er nie ordentlich, kaum seinen Namen unterschreiben. Bei ihm sah man, was Veranlagung zum Unternehmer bedeutet, und daß Charakter- und Verstandeseigenschaften die Hauptsache sind, die Wissenschaft kann gekauft werden, so auch in der Industrie und ganz ähnlich bei Commandanten im Militär.

Wie oft heißt es von einem Ingenieur: Der macht Alles, und er selbst bildet es sich ein, dann wird er selbstständiger Unternehmer und wirft um. Wie viele deutsche und österreichische Ingenieure und Chemiker sind in England, wo der englische Industrielle prosperirt, die Ingenieure oder Chemiker größtentheils aber nicht zu selbstständigen Leitern taugen. Ich kenne selbst einen.

der in England sehr geschätzt, nach Oesterreich zurückkam und selbst Leiter einer Fabrik wurde, aber ein großartiges Fiasco machte.

Haynau und Raming, ersterer die Befehlshabernatur, Raming sein selbstgewählter Generalstabschef, letzterer hielt als Corpscommandant nicht, was man von ihm erhoffte.

Benedek, dieser brillante und unser bester Armee-Corpscommandant, wurde von der militärischen Wissenschaft nicht erdrückt. Heß, der so geniale und gelehrte Generalstabschef, besaß als Armee-Obercommandant in Galizien 1854 nicht die so nöthige Autorität, auch Moltke, nach Allem, was man weiß, hätte nicht zum obersten Commandanten gepaßt.

Beim Diner sagte mir Herr Klein unter Anderem: „Junger Herr, merken Sie sich das, man wird nicht vom Bauen reich, sondern vom Nichtbauen!“ Pfui! dachte ich mir, das riecht nach Betrug, und rückte meinen Sessel so weit ich konnte weg; doch ließ ich mir diese Behauptung erklären.

Die Regierung machte damals nie selbst die Pläne und Ueberschläge, ergriff auch nicht die Initiative zum Bau einer Bahn, sondern Speculanten oder Bauunternehmer fanden diese oder jene Bahn nothwendig und erhofften deren Rentabilität. Sie ließen auf eigene Gefahr traciren, und zwar in der gegebenen Richtung stets die schwierigste Trace, und legten das Project vor. Nun wurde eine Licitation auf dieses Project ausgeschrieben. Alle Offerenten hielten sich nach der projectirten Trace, es war doch zum Studium des Terrains keine Zeit und offerirten einen Pauschalbetrag auf das vorgelegte Project.

In dem allgemeinen Bedingnißhefte war gesagt, daß Aenderungen der Trace geschehen könnten, wenn daraus für den Betrieb kein Nachtheil entstehe. Diejenigen, welche traciren ließen, wußten aber, daß es eine leichtere Trace gibt, von der sie schon meistens die Pläne hatten und offerirten mit Rücksicht auf diese leichtere Trace, waren sonach stets die Ersteher, und nachdem die Kosten der auszuführenden Trace viel geringer waren als die der projectirten, so heimsten sie große Gewinnste ein. Die Abänderungen waren gewöhnlich für den Betrieb sogar günstiger.

Mit den großen Gewinnen der Eisenbahnbauunternehmer ist es jetzt schon lange in Oesterreich aus; große Unternehmer gibt es auch nicht mehr. Jetzt tracirt der Staat und macht die Kostenberechnung, es werden nicht Pauschalbeträge, sondern Einheits-

preise offerirt, Ersparnisse bei Verlegung der Trace kommen daher dem Staate zugute und der früher gewöhnlich noch größere finanzielle Gewinn entfällt durch Ausgabe von Renten, statt wie früher von Actien und Prioritäten.

Dieser alte Weg führt nicht mehr zu Reichthum, doch finden Talent und Unternehmungsgeist stets neue Wege. Man sehe z. B. Wittgenstein, diesen genialen unternehmenden Eisenmann; Siemens und Halske, mit der Umwandlung der Wiener Tramway in eine elektrische Bahn.

Geht es nicht im Vaterlande, so ist es in der Welt möglich, Bahnen, Kohle, Eisen, Gold, in Rußland, Asien, Afrika, wenn nicht heute so morgen, übermorgen; der Augenblick, dieser Weltbeherrscher ist auszunützen, nur muß die Erziehung schon das Fundament legen. Technisches oder Handelswissen, Sprachen, in erster Reihe englisch und deutsch sind nöthig; französisch ist für den Salon, weniger für das Geschäft. Wer nach Rußland will, muß russisch lernen. Kräftige Constitution ist wichtig, daher viel körperliche Uebungen; Charakter und nochmals Charakter, Energie und einen Tropfen Egoismus; zu große Herzensgüte ist unpraktisch zum Weiterkommen im Leben.

Der möglich reichere Erwerb Einzelner wird erst im socialistischen Staate nach dem jetzigen Ideal aufhören, Keiner wird reich werden, dagegen werden Alle arm bleiben.

Leider schlafen wir in Oesterreich; was unternehmen z. B. die Deutschen? Die anatolische und Euphrat-Bahn, Bahnen in China, Industrien in Rußland. In Elekrotechnik und in chemischen Fabriken marschirt Deutschland an der Spitze der Weltindustrie; selbst das kleine Belgien hat Milliarden in Rußland und China investirt. Der Sohn eines Wiener Fabrikanten will den Stefansthurm sehen und in den Prater fahren, der Sohn eines Schweizers steht einem Handelshause in Bombay oder Calcutta vor; die Schweizer betreiben überseeischen Handel ohne Meer, ohne Hafen, ohne Handelsflotte und ohne Marine. Ueberhaupt könnten wir Oesterreicher uns auch in anderer Beziehung an der Schweiz ein Beispiel nehmen.

Deutsche, Franzosen, Italiener sind stolz, Schweizer zu sein, keiner denkt daran, sich an einen der großen, angrenzenden Staaten anzugliedern, obgleich die Schweiz ein Kleinstaat ist.

In Oesterreich nennt man sich Ungar, Böhme, Pole, selbst Deutsche gibt es, die sich im Auslande nicht Oesterreicher nennen, und doch ist Oesterreich ein Großstaat, auf welchen jeder Oesterreicher stolz sein sollte.

An was kann dieser Unterschied liegen?

An größerem Wohlstande oder an größerer Freiheit oder an beiden?

Trotz Kohlenmangel excellirt die Schweiz, die Wasserkräfte benützend in Industrie, außerdem in Viehzucht, Futterbau und für den Fremdenverkehr geschieht das Möglichste. In der Pariser Ausstellung sah ich die Dampfmaschinen von Winterthur, welche europäischen Ruf besitzen, die Turbinen von Escherwiß, welche die besten des Continents sein sollen, nachher erst jene von Darmstadt. Basels Reichthum entstammt der Bandfabrikation 2c. 2c.

Simmenthaler und Schwitzer sind weltbekannt, der ganze Continent kauft diese als Zuchtmaterial. Die prachtvollen Wiesen verdankt die Schweiz nicht allein der Natur, sondern zum großen Theile dem Professor Stebler, dem bahnbrechenden Futterbauer, und der Unterstützung seiner Bemühungen von Seiten des Staates.

Warum nimmt die Güte der Wiesen in Tirol desto mehr ab, je entfernter sie von der Schweiz liegen und hört im Salzburgischen mit geringer Ausnahme ganz auf, was mir heuer auf der Durchreise von Paris aufgefallen ist. Unter die Ausnahmen gehört die Herrschaft des Herrn Schmidtmann.

Was für den Fremdenverkehr geschieht, weiß jeder Tourist selbst, die Schweiz lockt durch Comfort die Reichen der ganzen Welt an; diese bringen das Geld in Menge ins Land.

Ist das Salzkammergut vielleicht weniger schön? Gewiß nicht. Aber die Vereinigung von Natur, Kunst und Comfort zieht die verwöhnten, verweichlichten Menschen an. Die schönste Natur, wildromantisch und pitoresk, ohne Comfort, besuchen blos Gelehrte, Professoren, Jäger und bergkraxelnde Touristen. Gelehrte und Professoren sind nie reich, selten wohlhabend.

Man denke an Monte Carlo, an die Riviera, an die italienischen Seen. Die Riviera, Gebirge mit tropischer Vegetation, prachtvollen Gärten und Villen am Meeresstrande, was gibt es Schöneres? Lago di Garda ist von Natur der schönste See Italiens und dennoch nicht der besuchteste, Lago di Como mit seinen Villen, Gärten und Hotels der lieblichste. Monte Carlo, die prachtvolle

Lage und der unbeschreibliche Luxus: Ich denke mir, zu Zeiten der Reise des römischen Kaisers Hadrian mag ein ähnlicher Luxus in Gebäuden und Gärten in Asien bestanden haben! Welch Wandel auf Erden, jetzt Ruinen, verfallene Bewässerungsanlagen, Ueberreste höchster Cultur und entvölkerte Wüsten.

Wo ist die Sicherheit von Grund und Boden, an die so allgemein geglaubt wird?

Absolut sicher ist kein Besitz auf Erden, selbst Pfandbriefe nicht, wie es sich vor Kurzem selbst in Preußen, diesem Staate der Ordnung, gezeigt hat.

Der fruchtbarste Boden im besten Klima ohne Menschen ist werthlos. Man denke an Spanien unter den Mauren: damaliges Gartenland ist heute eine Oede.

Wie lange ist es her, daß in England die Landwirthschaft in höchster Blüthe stand?

In meinen jungen Jahren noch war englische Wirthschaft das Muster für Europa, die amerikanische Concurrenz machte den Getreidebau unrentabel, Weiden und Viehzucht traten an dessen Stelle, die Amerikaner und Australier kauften um hohe Summen englische Zuchtthiere. Die Viehzucht prosperirte; Amerika und Australien hörten jedoch nach und nach nicht allein zu kaufen auf, sondern fingen sogar nach England zu exportiren an; jetzt liegen weite Flächen in England unbenützt, der Verwilderung preisgegeben.

Die Cultur wanderte von Osten nach Westen, von Asie über Europa nach Amerika, und jetzt bewirkt Amerika wieder den successiven Verfall Europas, der im äußersten Westen begonnen hat und seinen Weg gegen Osten nehmen wird.

Die Agricultur in England ist vernichtet, in Deutschland ist sie noch im Steigen, jedoch kein noch so energisches Streben, keine Zölle werden dem wachsenden Drucke von Amerika, Rußland und Indien widerstehen können. Zu hohe Getreidezölle beeinträchtigen die Concurrenzfähigkeit der Industrie, welche in Manchem England schon übertrifft, z. B. in Eisen.

Deutschland erzeugt per Jahr 6000 Millionen Tonnen England keine 5000 Millionen Tonnen.

Durch die Industrie wird das verfeinerte Product exportirt, die Arbeitslöhne und der Unternehmergewinn bleiben im Lande, ein Industriestaat ist stets reicher als ein Agriculturstaat.

In dem Maße als die Bevölkerung steigt, sind Industrien eine Wohlthat, ein Bedürfniß, neben Großindustrie ist aber das Kleingewerbe unhaltbar.

Der bekannte Antisemitenführer Lueger gibt vor, das Kleingewerbe retten zu wollen; kann er als gescheidter Mensch wohl selbst daran glauben? Er stellt das Mittelalter ohne Maschinen als das goldene Zeiltalter dar. Die ungebildete Menge, welche die Dummheit repräsentirt, deren Führer stolz darauf sind, daß ihre Anhänger weder lesen, noch sich bilden, glaubt diese Fabel. Welchen Gegensatz bilden die Kleingewerbetreibenden gegenüber den Arbeitern, welche ein heißer Drang nach Bildung beseelt!

Das Kleingewerbe wurzelt noch im Mittelalter, hat sich überlebt, und kann so wie Alles, was im Nährboden des Mittelalters entstand, den Fortschritt nicht ertragen. Vom Kleingewerbe hat nur mehr das Kunstgewerbe eine Berechtigung. Einen Schuh für einen abnormen Fuß kann keine Maschine erzeugen, ebensowenig einen Schuh, der einen besonders schön geformten Fuß zeigen soll, diese zu erzeugen gehört Kunst dazu, daher hat ihre Einzelerzeugung Existenzberechtigung. Die mit der Noth kämpfenden Meister dürften sich als Fabriksarbeiter materiell besser stehen; auf den Titel „Meister", sowie auf das Lueger'sche „Freibier" müssen sie freilich verzichten.

Jetzt erliegt die Landwirthschaft, später die Industrie, welche mit ungeahnter Schnelligkeit sich in Amerika entwickelt, es erzeugt jetzt Industrien im Werthe von 33.600 Millionen Kronen, England nur um 19.680 Millionen, Deutschland um 13.992 Millionen, Frankreich um 10.776 Millionen, Rußland um 8712 Millionen, Oesterreich-Ungarn um 7800 Millionen, Italien um 2904 Millionen.

An Betriebsmaschinen hat Amerika 18 Millionen Pferdekräfte, England bloß 12 Millionen, dann folgen Deutschland mit 9, Frankreich mit 5, Oesterreich mit 2·5, Rußland mit 2·5, Italien mit 1·2 Millionen.

Warum nimmt sich Europa kein Beispiel an Amerika?

Unternehmungen können nicht entstehen und blühen, wenn der Unternehmungsgeist durch Maßregelung des Verkehres und durch eine dem Erwerbe feindselige Gesetzgebung geknebelt wird.

In Amerika kann jeder mit seinen geistigen und materiellen Mitteln thun, was er will, er braucht keinen Befähigungsnachweis, um Geld zu gewinnen oder zu verlieren.

Wirthschaftliche Freiheit ist Segen, wirthschaftliche Unfreiheit Fluch!

Amerika beherrscht schon den Eisenmarkt und trotz der höchsten Löhne erzeugt es schon viele Artikel am billigsten, dank der Geschicklichkeit und dem Fleiße seiner Arbeiter, der billigen Rohproducte und seinen Hilfsmaschinen, die besten der Welt, so daß keine neue Fabrik in Europa concurrenzfähig sein kann, ohne sich mit amerikanischen Hilfsmaschinen einzurichten.

Wie kommt dies? Die Ursache ist ganz interessant! Die Accordlöhne werden in Amerika auf drei Jahre festgesetzt und dürfen während dieser Zeit nicht geändert werden. Der Arbeiter hat das Interesse, seine Maschine zu verbessern, um mehr zu verdienen. Er denkt die ganze Zeit nach, um sie zu verbessern.

Nach drei Jahren wird der Accord auf Basis der Leistung mit der verbesserten Maschine neu gemacht, der Arbeiter hat wieder Zeit, auf Verbesserung seiner Maschine nachzudenken.

Aus Interesse zerbrechen sich viele Tausende die Köpfe über einen und denselben Gegenstand, kann der ungewöhnliche Fortschritt Wunder nehmen? Und das Interesse, das treibende Element, will der Socialismus durch Abschaffung der Accordarbeit beseitigen.

Taglohn ist aber eine Prämie für die Faulheit, und Faulheit ist eine allgemeine Eigenschaft der Menschen, uninteressirter Fleiß dagegen die Ausnahme. Die Jugend freut sich, die Schule zu schwänzen, Niemand rückt aus Lust früher vom Urlaube ein, der Arbeiter freut sich auf den Sonntag, reiche Leute arbeiten selten. Aber auch die Thiere: das Pferd geht nicht selbst zum Wagen, der Ochs nicht selbst zum Pflug, Hunde und Katzen schlafen den größten Theil der Zeit.

Fällt die Accordarbeit, so wird die Erzeugung sich unbedingt vermindern und der allgemeine Wohlstand zurückgehen. Man sieht es ja täglich. Bei der Accordarbeit stehen sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer am Besten. In Galizien z. B. arbeiten die Polen im Accord, die Ruthenen im Taglohn. Im Accord zahlt man z. B. für Kartoffelgraben zehn Kreuzer per Meter-Centner, das Mädchen verdient 70 bis 80 Kreuzer. Der Taglohn beträgt hingegen bei den Ruthenen blos 25 Kreuzer, eine Person gräbt aber selten mehr als einen Meter-Centner aus, dessen durchschnittlicher Werth einen Gulden beträgt.

Die Socialisten schreien **Hungerlöhne!** Bei diesen hungert aber der sogenannte Ausbeuter am meisten;

25 Percent des Waarenwerthes blos für die Ernte:

Wo bleibt Samen, Dünger, Arbeit, Einmiethen mit Stroh, Assecuranz und die überspannten Steuern, und wenn Schulden sind, die Hypotheken-Raten; glücklich Derjenige, welcher im letzteren Falle ein unbezahlter, **aber noch verköstigter Beamter bleibt.**

Man betrachte die Natur, die für alle lebenden Wesen zwei treibende Elemente hat, nämlich den Hunger und die Liebe; für Menschen noch ein Drittes: die Eitelkeit.

Was geschähe in der Welt ohne diese?

Beim Arbeiter kommt es doch auf seine Leistung an, diese soll der Bezahlung entsprechen, und den Maßstab hiefür kann nur im Allgemeinen die Accordarbeit bilden.

Bei der Przemysler Befestigung wurde eine Circumvallationslinie gebaut mit einer kleinen Brustwehr und ebensolchem Graben; der Accordpreis war, wo mit Spaten gegraben werden konnte, 15 Kreuzer per Kubikmeter. Die einheimischen Arbeiter verdienten 70 bis 80 Kreuzer, die Schlesier circa fl. 1·20, die Italiener fl. 1·80 bis fl. 2.—, und hört! die als faul verschrienen Ungarn, die Szegediner Erdarbeiter, fl. 3.— bis fl. 4.—, dabei waren sie die billigsten, weil sie ihre eigenen Werkzeuge hatten.

Vor mehreren Jahren sah ich Wittkowitz an; der jetzige Herr Generaldirector hatte die Güte, mich zu führen. Im Gasröhrenwerk kamen wir in den Saal, wo die gebogenen und T-Stücke mit der Hand erzeugt werden; mir fielen die Arbeiter auf.

„Was sind dies für Arbeiter?" fragte ich.

„Engländer", war die Antwort.

„Warum? Können denn unsere Leute nicht abgerichtet werden?" fragte ich.

„Man sandte wiederholt unsere geschicktesten Eisenarbeiter nach England, jedoch zurückgekehrt, konnte sich keiner drei Gulden per Tag verdienen, was ein geschickter Eisenarbeiter beansprucht. Dieselbe Erfahrung machte man auch in Westphalen.

„Was verdient sich ein Engländer?" fragte ich.

„25 Gulden, und sein Gehilfe, der Bub, 12 Gulden per Tag."

Die alt hergebrachte Theilung der Arbeit in England und die Vererbung der Anlage der durch die Arbeitstheilung erlangten

speciellen Geschicklichkeit erzeugten dieses Resultat. Gute Glasbläser wird erfahrungsgemäß auch nie die erste Generation liefern.

Ein Nationalökonom neuester Zeit will die Arbeiter wie Beamte und Knechte mit fixem Jahresgehalt zahlen, und meint, man habe die Wahl, blos die geschicktesten und fleißigsten anzustellen.

Was doch für Utopien in der Studierstube ausgehegt werden! Heraus mit den Gelehrten in die Praxis! Wie kann bei Arbeitermangel erst ausgesucht werden? Zuckerrüben und Kartoffel würden jährlich in der Erde erfrieren.

Oberösterreich hat keine Tagarbeiter, bloß Knechte und Mägde, welche den ganzen Ertrag des Herrn aufzehren; hat der Bauer nicht ein besonderes Einkommen als Fuhrmann rc., so kann er oft die Steuern nicht bezahlen. Dieses Arbeitsverhältniß ist großentheils Ursache an der zunehmenden Verschuldung. Die Bauern, welche, mit Ausnahme der großen Waldungen, den Boden Oberösterreichs besitzen, nennen 80, 100 und 120 Joch ihr Eigen, während der sogenannte ehemalige Großgrundbesitzer sein großes, stylloses Schloß von circa 30 Joch Feld umgeben hat. Die Zehentablösungspapiere, wenn er sie noch hat, bilden sein Vermögen.

Staatsbeamte sind doch im Verhältnisse nur wenige, haben Studien, sind auf einem weit höheren Bildungsniveau, infolgedessen soll man ein strengeres Pflichtgefühl voraussetzen, und wie wenige nehmen die Acten nach Hause und wie viele dagegen verlieren die Arbeitszeit mit verspätetem Kommen in die Kanzlei, früherem Verlassen derselben, mit Cigarettenwickeln, Zeitungslesen, Plauschen mit Collegen, trotz der Sehnsucht, schneller zu avanciren, wie wenig leisten diese Herrn und welchen Percentsatz betragen sie?

Ueber den collectiven Grundbesitz, wenn der Staat wirthschaftet, ließe sich unter der Voraussetzung, daß der individuelle Grundbesitz abgelöst werde, und nicht wie in einigen Theilen der Schweiz durch unerhört hohe Progressivsteuern werthlos gemacht wird, noch sprechen, obgleich bis jetzt die Staatswirthschaft selten gute finanzielle Resultate beim Grundbesitz aufwies; sie ist zu schwerfällig. Ich sah auf einer Staatsdomäne das Holz zu einem Gebäude verfaulen, bevor der Bau bewilligt wurde.

In Ungarn werden wohl einige Staatsherrschaften musterhaft bewirthschaftet, wie z. B. Mezöhegyes, Kisbér und Babolna, die

ich sah; was aber im Kleinen geschehen kann, ist nicht immer auf das Große anzuwenden.

Vor Allem fehlen die Administratoren, und auf die Leitung kommt es doch in erster Linie an, dann werden zu den kolossalen Investitionen die Mittel fehlen, ich sage nicht Geld, denn dieses schafft ja der Socialismus ab, wenigstens wird dann der Streit zwischen Silber, Gold oder doppelter Währung aufhören.

Die Socialisten kennen die Industrie, nicht aber die Landwirthschaft, bei welcher ganz andere Verhältnisse herrschen.

Je größer bei der Industrie der Betrieb ist, desto vortheilhafter. Die größere Maschine arbeitet ökonomischer, die größere Erzeugung verbilligt die allgemeine Regie, es ist leichter, einen guten, hochbezahlten Director zu bekommen, als zehn ebensolche, mit kleinerem Gehalte. Bei der Industrie ist Alles auf einen kleinen Fleck concentrirt, durch den Leiter in einem Tage zu inspiciren möglich, auch erzeugen Fabriken nur eine Gattung Waare, z. B.: Eisen, Maschinen, Waggons, Tuch rc. rc.

Ein großer landwirthschaftlicher Betrieb nimmt hingegen ausgedehnte Flächen ein, welche zu inspiciren Fahrten, ja oft Reisen nöthig machen. Der Director kann administriren, jedoch auf die Detailausführung wenig Einfluß nehmen, und doch ist bei der Landwirthschaft die Detailausführung von so großer Wichtigkeit. Der Betrieb ist ein so vielseitiger, Hackfrüchte, Getreide, Handelspflanzen, Viehzucht, Viehnutzung, Molkerei, Spiritusbrennerei oft noch Ziegeleien, Ameliorationen rc. rc. Man soll nur anbauen was gut wächst. Daher ist oft der eine und andere Artikel einzukaufen, die Producte müssen verkauft werden, sonach muß der Director auch Kaufmann sein, und nachdem die Landwirthschaft sich nicht gut rentirt, so können unmöglich so hohe Gehalte wie bei der Industrie gezahlt werden. Daher finden sich weit seltener ebenso gediegene Kräfte, obgleich die Leitung eine schwierigere ist.

Große Herrschaften verpachten und erhöhen hiedurch ihr Einkommen, und dabei leben die Pächter und ersparen sich noch meistens Etwas dabei. Das persönliche Interesse und die Möglichkeit der persönlichen Ueberwachuug sind die Ursachen.

Noch besser steht sich der Bauer, er arbeitet für sich das Vierfache im Vergleiche zu seiner Lohnarbeit. Eine Thatsache ist, daß Bauern die höchsten Pachtschillinge und die höchsten Grundpreise zahlen. In Westgalizien z. B. nimmt das Verpachten und

Verkaufen von Seiten des Großgrundbesitzes an Bauern immer mehr und mehr zu. Die hohen Arbeiterlöhne, noch mehr der Arbeitermangel infolge von Auswanderung ruiniren den Großgrundbetrieb und Maschinen sind nicht für Alles und überall anzuwenden möglich.

Dieser Vorgang hat einen doppelten Nutzen, die größere Rente und die Beseitigung des sogenannten Agrarproletariates was im Interesse jedes Agriculturstaates liegt.

In Ungarn und Rußland finden die übervölkerten Gegenden eine Ableitung durch Colonisation.

Der ungarische Staat kauft Großgrundbesitz an, um ihn zu parcelliren, während Rußland mit aller Energie in Sibirien und in Centralasien colonisirt, wo bei dem Stande der russischen Cultur, bei welcher eine Familie circa zehn Hektar zu ihrem Unterhalte braucht, circa fünfzig Millionen Menschen noch Platz finden sollen.

In Galizien sollte in dieser Beziehung weniger gesprochen und mehr gehandelt werden. Ein großer Theil des mittleren Großgrundbesitzes geht zugrunde und die Bauern wandern wegen Uebervölkerung aus.

Nach meiner Beobachtung sollten Ameliorationen, wie Entwässerung, Bewässerung oder Communicationen der Staat oder das Land machen, wie in Holland und auf den Hochmooren in Preußen in der Provinz Hannover, den Betrieb selbst in gut bevölkerten Ländern aber die Kleinbesitzer ausführen. Die Chinesen geben das beste Beispiel, fabelhafte Erträge selbst gegenüber den cultivirtesten Gegenden Europas.

Für den kleinen Grundbesitzer ist das Kaufen und Verkaufen jedoch unvortheilhaft, weil er den Detaillisten in die Hände fällt. In dieser Hinsicht bewährten sich überall die Genossenschaften.

Die Gesammtmolkerei in Dänemark z. B. geschieht in Genossenschaften, welche 55·5 Percent des englischen Importes an Butter besorgen. Die Genossenschaftsmolkereien in Australien lieferten 1899 84 Percent der Gesammterzeugung. Außerdem schlachtet Dänemark sämmtliche Schweine in genossenschaftlichen Schlächtereien zum Exporte nach England.

Waldwirthschaft eignet sich für den Groß- und auch für den Staatsbetrieb, denn dieselbe ist einfacher, nicht so vielseitig wie die Landwirthschaft, und der Wald hört beim kleinen Besitzer gewöhnlich auf, Wald zu sein.

Zweiter Winter in Prag.

Närrisch verliebt, vernachlässigte ich dennoch meinen prosaischen Dienst, Kasernreperaturen, nicht und studierte außerdem die polnische Geschichte von Lelewel, den russisch-polnischen Feldzug 1831, den Feldzug 1806 und Klausewitz's Strategie.

Gegen das Frühjahr zu fingen Aufläufe an, geschossen wurde aber noch nicht.

Ich erinnere mich an einen Auflauf auf dem Roßmarkte, wo Erzherzog Carl Ferdinand wohnte; der Platz war gesteckt voll. Eine Deputation ging zum Erzherzog, um die Ausfolgung von Waffen aus dem Arsenal zu erbitten.

Bei dieser Gelegenheit sah ich, was Volksverständniß und Volksgunst ist. Die Bitte wurde abgeschlagen, ein Mitglied der Deputation verkündigte dies von einer Tribüne herab ohne Umschweife; mit Noth konnte er vor der Volkswuth gerettet werden.

Ein Zweiter fing mit Schimpfen an und schrie: man müsse darauf bestehen, das Volk müsse herrschen, die Unterdrücker und Volksschinder an den Laternenpfählen hängen. Dann fing er nach und nach einzulenken an und hörte mit dem Rathe auf, ruhig auseinanderzugehen und eine bessere Gelegenheit abzuwarten.

Dieser wurde im Triumphe weggetragen.

Ueber meine Bitte wurde ich nach Verona transferirt. Ich beschleunigte meine Abreise, verkaufte mein Pferd und in ein paar Tagen saß ich im Waggon nach Wien, von Heldenthaten träumend, um mich der Liebe meiner Angebeteten würdig zu machen; schon fühlte ich bei meiner Rückkehr als Belohnung glühende Küsse.

Von Wien ging es im Eilwagen über Innsbruck; auf jeder Station stieg man aus, über jeden großen Berg ging man zu Fuß. Damals schien eine solche Fahrt gar nicht so schrecklich, wie man sie jetzt finden würde; solange man das Bessere nicht kennt, ist man mit dem Schlechteren auch ganz zufrieden. Gegend, Land und Leute lernte man damals besser kennen als jetzt beim Durchfliegen der Länder.

In meiner Jugend las man bei einer Unschlittkerze, sah gut und verdarb sich weniger die Augen, auch sah man damals weniger junge Leute mit Augengläsern.

Bei der Unschlittkerze ist man jetzt blind, so sehr hat das grelle Licht verwöhnt.

Hält das geistige Licht der Erkenntniß wohl gleichen Schritt mit diesem Fortschritte der Beleuchtung?

Ich befürchte eine niedergehende Welle in diesem Jahrhundert. Der blöde Glaube an den Ritualmord mahnt sehr an den Hexen- und bösen Geisterglauben.

In Trient beim Umspannen sah ich einen sehr eleganten, schönen Lieutenant von Fürst Lichtenstein-Cheveauxlegers, Emerich Grafen Hunyady.

Ich fragte: „Hast Du ein Pferd zu verkaufen?"

„Ja!" war die Antwort.

„Zeige es schnell!"

Eine prachtvolle englische Rappstute wurde vorgeführt.

„Diese Stute ist ja für mich zu theuer," sagte ich.

„Was kannst Du geben?" fragte er.

„Blos 350 Gulden."

„Nehme sie, mein Vater schenkte sie mir, die Stutte wurde aus England importirt, doch kann ich sie bei der Truppe nicht reiten, ich säße mehr beim Profoßen, als zu Pferde."

Ich packte schnell Sattel und Zaum 2c. aus, der Verkäufer besorgte den Transport nach Verona.

Nie habe ich wieder ein so schönes, kostbares Pferd besessen.

Italien 1848.

Ankunft in Verona.

Als ich in Verona ankam, hatten die dreitägigen Gefechte bei Pastrengo und die glorreiche Schlacht bei Santa Lucia ein paar Tage früher stattgefunden. Diese bildeten den allgemeinen Gesprächstoff.

Am 26. April ging der König mit seiner ganzen Macht über den Mincio, wodurch Peschiera cernirt und vom Marschall abgeschnitten war.

Die Brigade Wohlgemuth besetzte Pastrengo, die Brigade Taxis Bussolengo in der Hoffnung, eine Gelegenheit zu finden, Peschiera eine hilfreiche Hand zu bieten.

Etwas oberhalb Pastrengos wurde eine Brücke über die Etsch geschlagen.

Pastrengo.

Am 28. April griff General Bes Wohlgemuth's Truppen auf den Höhen von Pastrengo an, wurde aber zurückgewiesen. Leider erlaubte Wohlgemuth's Schwäche die Verfolgung nicht. Der Marschall sandte Wohlgemuth noch in der Nacht die Brigade Erzherzog Sigismund als Verstärkung. Am 29. waren zwei Brigaden unter dem Befehl des Feldmarschall-Lieutenants Wocher bei Pastrengo vereinigt.

Der König beschloß diese Stellung anzugreifen. Dieser Angriff wurde abgeschlagen und Wohlgemuth ergriff nun selbst die Offensive. Er drang gegen Santa Giustina vor, allein die Ueberlegenheit seiner Gegner war zu groß; er zog sich wieder, vom Feinde nicht verfolgt, in seine am Morgen innegehabte Stellung zurück.

Der König ließ am 30. das ganze zweite Armeecorps, unterstützt durch einen großen Theil der Reserve, Pastrengo angreifen. Wocher hielt seine Division in einer concentrirten Stellung um Pastrengo. Der feindliche Angriff wurde durch unser gut placirtes Geschütz abgeschlagen. Nachdem der feindliche linke Flügel auf dem Kampfplatz erschienen ist, war das Mißverhältniß zu groß: 30.000 gegen kaum 6000. Wocher ordnete den Rückzug an.

Es war ein Fehler, eine so gefährdete unverschanzte Stellung um jeden Preis halten zu wollen.

Rivoli.

Durch den Rückzug der Division Wocher auf das linke Etschufer war die Stellung von Rivoli bloßgegeben. Diese war für unsere Stellung bei Verona in diesem Augenblick von hoher Wichtigkeit, denn die durch das Etschthal ziehende Straße war unsere *einzige* Verbindungslinie. Feldmarschall-Lieutenant Welden hatte die Bedeutung dieser gefährdeten Stellung erkannt, dieselbe besetzt und sich des Uebergangs bei Peri versichert.

Karl Albert ließ am 5. Mai durch 6000 Mann Rivoli angreifen; anfänglich wichen die Unserigen, jedoch verstärkt, trieben sie die Italiener über den Tessobach zurück, womit letztere für diesmal den Plan, Rivoli zu nehmen, aufgaben.

Schlacht bei Santa Lucia.

Man hat die Schlacht von Santa Lucia nie gehörig gewürdigt. Sie war die glänzendste Waffenthat des ganzen Krieges. Sie ist

der Wendepunkt des Glückes, das bis dahin den König zu begünstigen schien. Sie erschütterte das Selbstvertrauen der piemontesischen Armee, und setzte die moralische Ueberlegenheit unserer Truppen in ein so helles Licht, daß Niemand mehr an unserem endlichen Siege zweifelte.

Der König war im Einverständnisse mit den Veronesern, welche ihm versprochen hatten, zu revoltiren, sobald die piemontesische Armee vor den Wällen Veronas erscheinen würde. Darüber herrschte kein Zweifel, denn sowohl Bava als auch der damalige Kriegsminister hatten dies unumwunden erklärt.

Der Marschall war auf seiner Hut; in einer Proclamation drohte er die Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln, falls ein Aufstand versucht würde.

Hinter den Wällen Veronas, auf denen über 300 Kanonen standen, waren wir sicher, allein der Marschall konnte nicht einmal gestatten, daß man ihn blockire.

Verona liegt zwar in der Ebene, ist aber außer dem wirksamen Geschützertrag von einem jähen, die Stadt überragenden Terrainabsturz halbmondförmig umgeben. Dieses Rideau war damals nicht verschanzt, daher konnte ein Feind, der unsere Truppen in die Stadt zurückwarf, wenn er sich oben verschanzte, die ganze Offensivkraft Veronas lähmen.

Nach dem ursprünglichen Befestigungsentwurf sollte an dem Ufer der Etsch bei Santa Caterina ein starkes Fort und bei Tombetta und Santa Lucia einige Redouten erbaut werden, unter deren Schutz die Garnison nicht allein aus Porta nuova leicht debouchiren, sondern auch durch einen vollkommen gedeckten Etschübergang den auf den erwähnten Rideau aufmarschirten Feind in die rechte Flanke und im Rücken nehmen konnte.

Die Stellung am Rideau von Chievo bis Tombetta ist jedenfalls für die geringe Truppenzahl, die der Marschall zu seiner Besetzung verwenden konnte, viel zu ausgedehnt. Man hatte durch Geschützstände und Verhaue die wichtigsten Punkte verstärkt.

Der Boden um Verona ist einer der sterilsten. Die Masse von Rollsteinen haben die Einwohner zu Steindämmen aufgehäuft, die gleich einem Labyrinth sich nach allen Richtungen ausdehnen. Dieser Boden ist von Maulbeerbäumen bedeckt, die jede Aussicht hindern. Wir schlugen eine Defensiv-, die Piemontesen eine Offensivschlacht. Sie bedurften der freien Bewegung,

die aber durch die eben beschriebenen Steinwege in mäßigem Grade beschränkt wurde, während wir uns derselben Steindämme mit großem Vortheile als Brustwehren bedienten. Von Custoza bis Santa Lucia zieht eine vortreffliche Straße, die gewissermaßen eine Circumvallationslinie Veronas bildet, welche der Bewegung der Unserigen sehr günstig war. Ohne diese Terrainvortheile würden wir bei der großen Ueberlegenheit unseres Gegners unmöglich eine so ausgedehnte Stellung haben halten können.

Das feindliche II. Corps unter Sonnaz rückte von Sona und Sommacampagna gerade auf unsere Front, das I. Corps unter Bava, von Villafranca und Custoza heranrückend, nahm Santa Lucia in die Flanke. An diesem Ort, dem Schlüssel unserer Stellung, wollte der Feind durchbrechen und dirigirte dahin *fünf Brigaden*.

Der König mit Bava griff mit den zwei Brigaden, denen in einiger Entfernung die Reserve folgte, Santa Lucia an. Ein Bataillon Erzherzog Sigismund und das 10. Jägerbataillon vertheidigten den Ort. Das Grenadier-Bataillon d'Anthon stand als Reserve. *Hier entspann sich nun einer der merkwürdigsten Kämpfe des ganzen Krieges.* Durch drei Stunden leisteten diese braven Truppen einen Widerstand, an dem alle Angriffe scheiterten. Zwei Compagnien des 10. Jägerbataillons vertheidigten den Kirchhof. Auf allen Punkten sah man den tapfern Oberst Kopal die Seinigen zum Widerstande anfeuern. Der Feind brachte auch die Gardebrigade in das Feuer, die den Kirchhof mit Ungestüm vergeblich angriff und in große Unordnung gerieth. Hätten wir jetzt die Offensive ergreifen können, allein *zwei Bataillons gegen drei Brigaden!* Wir mußten froh sein, unsere Stellung zu behaupten.

Später, als auch die zweite Division des I. feindlichen Armeecorps von Villafranca herankam, griff Bava wieder an. Jetzt zogen sich die den linken Theil des Dorfes vertheidigenden Truppen zurück, nun war keine Möglichkeit mehr, Santa Lucia zu halten, und Kopal räumte ebenfalls mit seinen Jägern den Kirchhof.

Der Feind war nicht gefolgt, ein großer Fehler seinerseits. Schnell waren die Unserigen wieder geordnet und hielten den Feind in Santa Lucia fest, der nun sich vertheidigungsweise verhielt.

Der Marschall ließ ein Bataillon Geppert und zwei Compagnien Prochaska aus der Festung rücken.

Um den Feind aus Santa Lucia wieder hinauszuwerfen, setzte der Marschall seine letzte Reserve ein. Er ließ die allein noch disponiblen vier Compagnien des Grenadierbataillons Weiler und den Rest des Regimentes Sigismund nebst einer zwölfpfündigen Batterie als Verstärkung nachrücken, und befahl einen Angriff, welcher auch gelang.

In dem Orte, wo fünf Brigaden zusammengepfropft waren, herrschte bei dem Rückzuge der Piemonteser große Verwirrung; hätten wir diesen Zustand gekannt und mehr Truppen gehabt, so wäre diese Schlacht eine entscheidende geworden.

Die Vertheidigung Santa Lucias durch die Brigade Straßoldo gehört zu den schönsten Waffenthaten. Nicht das Genie des Feldherrn, sondern die Tapferkeit der Truppen hatte gesiegt. Aus der Masse Waffen, womit das Schlachtfeld übersäet war, konnte man auf die große Unordnung schließen, die bei dem Rückzug des Feindes geherrscht haben mußte.

Bei der Vertheidigung des Friedhofes von Santa Lucia und des Ortes begründeten die Zehnerjäger mit ihrem Commandanten Oberst Kopal ihren Ruf der Tapferkeit, ebenso der Hauptmann Kuhn des Generalstabes. Ein Batterie-Commandant namens Schneider, glaube ich, commandirte eine verdeckt aufgestellte Batterie beim II. Armeecorps.

Oberst Kopal, Hauptmann Kuhn und Schneider waren nach dem Marschall die populärsten Persönlichkeiten; ich kann mich ganz gut erinnern, daß ich bei einem Feste den Marschall und diese im Jubel herumtragen sah.

Radetzky hatte bereits das 60. Lebensjahr überschritten, als er an die Spitze der italienischen Armee trat. Er verband noch mit den Kräften eines Jünglings eine rastlose Thätigkeit, Frische des Geistes und eine große Entschlossenheit.

Er war energisch, voll Ausdauer in Ausführung seiner Projecte, in Wien konnte nichts Großes erreicht, nichts durchgesetzt werden, er machte sich ein Programm und suchte stückweise zu erringen, was nicht auf einmal ging. Seelensgut, milde, durchaus aber nicht schwach, war er damals der einzige Commandirende in Oesterreich, welcher die Armee kriegsmäßig erzog und ausbildete, einen Felddienst herausgab und Feldmanöver machen ließ. Er war kein Pedant, wo es nicht nöthig war, sein Herz schlug warm für seine Untergebenen, diese fühlten es und liebten ihn.

Die Opfer die er von ihnen forderte, wußte er auf alle mögliche Weise zu erleichtern, sein freundliches, sorgsames Wesen, welches jede Art der dem Soldaten so verhaßten militärischen Kleinigkeitskrämerei ausschloß, gewann ihm die Herzen der Soldaten; Hindernisse und Schwierigkeiten, auf welche er bei seinen Bestrebungen stieß, waren weit entfernt, ihn abzuschrecken, sondern verdoppelten im Gegentheil seine Thatkraft.

Ein großes Verdienst, das er während der Friedenszeit seines Commandos sich erwarb, ist die Energie, womit er den Festungsbau Veronas betrieb, wobei er ebenfalls auf großen Widerstand stieß.

Bei Ausbruch der Revolution war Radetzky im 81. Jahre, in diesem Alter erstieg er den höchsten Gipfel des Ruhmes, vielleicht unter den Feldherrn einzig in der Geschichte. Es glaube Niemand, daß er etwa damals eine Null gewesen ist, keineswegs, er wurde wohl sehr gut unterstützt, doch blieb er stets der leitende Geist.

Nichts durfte ohne seinem Einverständniß geschehen. Von der Revolution gleichsam im Schlafe überfallen, nicht unterstützt von seiner Regierung, so lange es noch an der Zeit war, mit Verrath und Schwäche kämpfend, ohne Geld, ohne Ressourcen, von ganz Italien angegriffen, besiegte er alle seine Feinde.

Schon in den letzten Türkenkriegen zeichnete sich Radetzky aus. In dem großen Befreiungskriege war er Generalquartiermeister der großen alliirten Armeen und leistete als solcher Europa Dienste, die nur derjenige richtig zu würdigen versteht, der von den Schwierigkeiten seiner damaligen Stellung eine Ahnung hat. Der Marschall genoß eine enorme Popularität, welche angefangen von der Schlacht bei Santa Lucia stets stieg, bis sie nach der Schlacht von Novara den Culminationspunkt erreichte. Er wußte mit der Mannschaft so liebevoll zu sprechen, daß jeder glaubte, er kenne ihn persönlich.

Wenn eine Truppe schon im Gefechte war und Medaillen hatte, so ließ er sich vom Commandanten von dem betreffenden Mann, der eine Medaille hatte, nicht allein den Namen und die Affaire nennen, sondern auch Details von seiner Familie erzählen; er sprach z. B. wie folgt:

„Lieber N, Du warst sehr brav, ich selbst sah Dich, hast Du nach Hause geschrieben?

Deine Eltern werden sich sehr freuen! Deine Braut wird stolz auf Dich sein, freust Du Dich schon auf ihre Küsse, wenn Du sie umarmen wirst?"

Spät abends nach einer Besichtigung des Forts Wratislav, welches ich baute, hörte ich in meinem Zelte:

„Was der alte Marschall für ein guter Mann ist und wie freundlich er mit uns spricht! Wie anders als unser junger Genie-Oberlieutenant!"

Die Zusammensetzung des Hauptquartiers bewies seine Menschenkenntniß.

Feldmarschall-Lieutenant Baron Heß, Generalstabschef, welcher am 13. Mai zur Armee kam, genial, voller Ideen, von denen eine die andere jagte. Seine Dispositionen trachteten den Feind nicht blos zu schlagen, sondern durch Umgehungen wo möglich zu vernichten, jedoch war er unfähig, seine Ideen zur Ausführung zu bringen, dazu brauchte er Jemanden, der die Gabe hatte ihn zu verstehen und seine Ideen mit allen Details zur Ausführung zu bringen; die entsprechende Persönlichkeit befand sich in der Operationskanzlei.

Schönhals, erster Generaladjutant, dessen Proclamationen an Schönheit oft jene Napoleon's oder Cäsar's übertrafen, Schlitter, der zweite Generaladjudant, der Groß-Profoße, kotzengrob, der Wauwau des Hauptquartiers.

Radetzky war stets der Gute, schlug keine Bitte ab, Schlitter mußte alle Unberufenen hindern, direct zu ihm zu kommen.

Eines Tages z. B. schlichen sich die Oberlieutenants Fürst Emerich Taxis und Graf Wickenburg in Mailand bis in das Zimmer des Marschalls.

„Wie geht es Ihnen, was führt sie zu mir?" fragte er freundlichst, beiden die Hände reichend. —

Beide baten um vierzehntägigen Urlaub.

„Ohneweiters, recht gute Unterhaltung", sprach er, „aber nicht überschreiten und gebt acht, gesund zurückzukommen!"

Kaum waren sie dankend und froh aus dem Zimmer, so wurde Schlitter gerufen und strengstens vermoppelt. „Zu was brauche ich Sie, wenn Sie mir nicht alle ungerufenen Bittsteller vom Leibe halten!?"

Merkwürdig, diese unbeschreibliche Popularität des Marschalls bei seiner unansehnlichen Statur und der totalen Unfähigkeit, öffentlich zu sprechen.

Was hätte Benedek dafür gegeben, ebenso populär zu werden.

Bei der Mannschaft ging es noch einigermassen, aber viele Officiere verletzte letzterer durch Späße und oft aufbrausende Barschheit.

In der Privatcassa des Marschalls war stets Ebbe, wiederholt mußte der Kaiser aushelfen. Für sich persönlich brauchte er wenig, denn er war sehr anspruchslos, doch für Andere in jeder Richtung generös, wie viele tüchtige Officiere hat er gerettet, wie viel verschenkte er an die Mannschaft!

Feldmarschall-Lieutenant Baron d'Aspre galt und bewährte sich auch später als ein ausgezeichneter Corps-Commandant, der nicht allein persönlich sehr tapfer war, sondern auch schnellen Entschluß und eine vorzügliche Dispositionsfähigkeit besaß; leider litt er an Gichtanfällen, die seine Thätigkeit zeitweise lähmten.

Feldmarschall-Lieutenant Graf Wratislav von einer antiken Tapferkeit, bei Santa Lucia verließ er erst mit den letzten Plänklern den Ort, als er geräumt werden mußte. So ein Beispiel ist sehr viel werth und keinesfalls zu unterschätzen; seine Dispositionsfähigkeit galt aber in der allgemeinen Meinung für sehr gering, eigentlich für Null, sein Generalstabschef Oberstlieutenant Nagy wurde für die leitende Kraft, für die Seele gehalten, ob aber dieser als Commandant genügt haben würde, ist eine Frage, ich glaube er bedurfte einer Persönlichkeit, welche ihm den Nimbus der Autorität verlieh.

Unter den Generälen galten damals Haynau und Wohlgemuth als selbstständige Commandanten, bei allen übrigen hielt man die Generalstabschefs für die, welche disponirten und commandirten.

Als ich später in Peschiera war, sah ich das Armeecorps des Feldmarschall-Lieutenat Grafen Thurn über den Montebaldo kommen.

Major oder Oberstlieutenant Maroicic wahrte als Generalstabschef nicht einmal das äußere Decorum; ich sah, wie er einen Ordonanzofficier gotteslästerlich in Gegenwart seines Corps-Commandanten ausmachte, weil er bei diesem, statt bei ihm die

Meldung erstatten wollte. Feldmarschall-Lieutenant Graf Thurn, ein alter Mann, stand zu Pferde mit vorgebeugten Kopfe daneben.

Bei diesem Marsche waren die Leute, theils durch Hitze, theils infolge von Marschanstrengungen so erschöpft geworden, daß viele auf der engen Gebirgsstraße liegend sich lieber von den Geschützen überfahren ließen, als der Ermahnung, Platz zu machen, Folge zu leisten.

Persönlich tapfer waren alle Generale, auch General Graf Clam, dessen persönlicher Muth in Prag infolge einer Duellaffaire von Manchen grundlos bezweifelt wnrde.

Ein Engländer, ein vorzüglicher Pistolenschütze, forderte Grafen Clam, dieser bedang sich einige Zeit zum Einschießen, dann verfügten sich beide zum Rendezvous. Herr Professor Pitha fühlte beiden den Puls und constatirte die vollkommendste Ruhe. Dann schoßen beide auf in die Luft geworfene Orangen, welche sie beide jedesmal sicher trafen, worauf die Secundanten die Versöhnung herbeiführten.

In Italien war General Graf Clam ein Vorbild persönlicher Tapferkeit und so lange Hauptmann Wagner, der spätere Landesvertheidigungsminister, sein Generalstabschef war, leuchtete sein Stern.

Zufolge seines militärischen Rufes wurde Graf Clam statt Feldmarschall-Lieutenant Pucher nach Siebenbürgen gegen Bem commandirt. Wagner wollte über das Gebirge Bem umgehen; die Wege waren grundlos, die Kanonen, konnten mit sechs bis acht Ochsen bespannt, kaum bewegt werden. Auf halben Weg bestürmten untergebene Generäle, persönliche Freunde des Grafen Clam, denselben, die Umgehung aufzugeben und er ging schon darauf ein; doch Wagner stellte ihm vor, daß sein guter militärischer Ruf dadurch verloren gehe und er das in ihn gesetzte Vertrauen Lügen strafen würde ꝛc. ꝛc., die Umgehung wurde ausgeführt und ein glänzender Sieg über Bem erfochten.

Das Ideal für einen fähigen, tüchtigen Generalstabsofficier ist, einen Chef zu haben, welcher der Truppe gegenüber Autorität besitzt und diese unbedingtes Vertrauen zu ihm hat und keinen anderen Eingebungen zugänglich ist, ein in der damaligen Zeit oft vorgekommenes Verhältniß.

Kuhn hatte z. B. als Hauptmann Glück, sowohl bei General Graf Straßoldo, als bei Feldmarschall-Lieutenant Grafen Haller,

dagegen im Jahre 1859 ein namenloses Unglück, ich kann mir nicht denken, daß Kuhn's Talent, Tapferkeit und Entschlossenheit unter nur halbwegs günstigeren Personalverhältnissen nicht zur Geltung gekommen wären.

Nicht allein der Armee-Commandant bildete die Schwierigkeit, sondern es soll auch der Generaladjutant, ein Vertrauensmann des Grafen Gyulay, Kuhn's Ansichten bekämpft haben.

Nach der Schlacht von Santa Lucia ließ der Marschall mit aller Energie die Festung durch vorliegende Erdwerke auf dem Riedeau verstärken.

Nach meiner Ankunft in Verona meldete ich mich beim Genie-director Obersten Hlavaty.

Dieser sagte:

„Sie bekommen das Fort Wratislaw, morgen werden wir dasselbe ausstecken", was ohne besonderes Kopfzerbrechen meinerseits geschah, nachdem der Herr Oberst es eigentlich ausführte und ich nur so eine Art Handlanger dabei abgab.

Die Werkzeuge, Schiebkarren, Schaufeln und Krampen waren zugeführt, die Zelte für mich, für die Sappeure zur Aufsicht und für die arbeitende Truppe aufgestellt.

„Morgen kommt ein Bataillon, 1000 Mann, Gute Nacht!" sagte der Herr Oberst nach beendigter Aussteckung. Wie ist das Verhältniß der Werkzeuge? Darüber dachte ich während der Nacht nach, es bauten wohl alte Sappeur- und Mineur-Hauptleute, Praktiker, andere Forts, doch fragen wollte ich nicht.

Ich stellte nächsten Morgen das Bataillon an, gut war es gewiß nicht, doch beobachtete und verbesserte ich. Die Mannschaft bekam per Tag einige Kreuzer Arbeitszulage, alle gleich, ob fleißig oder faul, der Fleißige wollte aber nicht für den Faulen arbeiten, daher eine Art Krebsenrennen nach rückwärts. Alles suchte am Wenigsten, statt am Meisten zu leisten, da nutzte kein Schreien, kein Aergern!

Nun ritt ich zu den anderen Forts, um zu sehen, ob ich nichts lernen könne. Unbefriedigt kehrte ich zurück.

Ich wollte in den Generalstab, da mußte ich mich doch auszeichnen, schneller fertig werden und das Forts netter als andere ausführen.

Ich verfiel auf die Idee, elyptische transportable Bahnen aus Pfosten für die Schiebkarren herzustellen, ein Schiebkarren folgte

dem anderen, Alles mußte fahren, Niemand konnte stehen bleiben, und wenn jede Schaufel noch so wenig in die Schiebkarren warf, mußte dieser, bevor er entleert wurde, voll werden.

Infolge dieser Einrichtung und des Umstandes, daß ich riskirte, so wie im Frieden zu bauen und nicht auf die stete Vertheidigungsfähigkeit Rücksicht zu nehmen, wurde das Forts Wratislaw als erstes fertig, dabei ließ ich es sehr nett ausführen.

Der Marschall mit Feldmarschall-Lieutenant Baron Heß besichtigte dreimal dasselbe, belobte den schnellen Fortschritt und die schöne Ausführung. Während des Baues benützte ich mein Reitpferd zur Beobachtung des Fortschrittes der anderen Bauten.

Meine Rappstute gefiel allgemein, ein Ordonanzofficier, Oberlieutenant Baron Esebeck von den Civallard-Uhlanen, trug mir einen Handel auf einen recht schönen, kleinen, türkischen Schimmelhengst mit langer, seidenartiger Mähne an und zahlte bedeutend auf*). Den Schimmelhengst richtete ich zum Klettern auf die Brustwehren und herunter ab und verkaufte ihn dem Infanterie-Oberlieutenant Graf Fugger von Prochaska. Nun war ich zu Fuß.

In Verona, im großen Officiers-Kaffeehaus, wurde jede Nacht Maccan gespielt, ganze Goldhaufen lagen oft vor dem Banquier. Der Spieltisch war dicht umstanden, alle Generäle spielten oder sahen zu, nur vom Hauptquartier kamen keine höheren Officiere. Ich spielte nicht, — ließ mir aber durch bekannte Officiere aus dem Hauptquartiere der Armee und des I. Corps über die Revolution in Mailand, den Marsch der Mailänder und anderer Garnisonen nach Verona erzählen. Im Hauptquartier des Marschalls war als Ordonnanzofficier unter Anderen auch Oberlieutenant Haitzinger von Lichtenstein-Uhlanen, ein Sohn der Hofschauspielerin Haitzinger und Stiefbruder der Neumann, der reizenden Naiven des Burgtheaters. Haitzinger hatte eine herrliche Baritonstimme, unterhielt durch diese und seine Gabe, heitere, lustige Dinge vorzutragen und vorzustellen, an den Abenden nach dem Thee das ganze Hauptquartier und machte oft den Marschall herzlich lachen.

---

*) Trotz meiner Warnung, die Stute nicht bei der Truppe zu reiten, ritt Esebeck sie dennoch in der Suite, die Stute ging nur in Lançaden, sprengte die Suite auseinander und er büßte dafür beim Profosen.

Rückblick auf die Revolution in Mailand.

Vor Ausbruch der Revolution standen dem Marschall im Ganzen 72.000 Mann, 7200 Pferde und 20 Batterien à 6 Geschütze zur Disposition. Jedoch waren davon ein Drittel Italiener, bei einer Revolution mit nationalem Charakter jedenfalls ein großer Uebelstand.

Die Armee hatte zwei Armeecorps. Erstes Corps, Hauptquartier in Mailand. Zweites Corps, Hauptquartier in Padua.

Der Verlust durch Abfall, sowie durch Capitulationen betrug gegen 20.000 Mann, ein harter Schlag.

Mailand war trotz eines bastionirten Walles eine offene Stadt, die Thore waren größtentheils nur Barrieren, im Inneren bildete das sogenannte Castell mit der Rochetta, einem mittelalterlichen Schlosse, einen befestigten Rückhalt für die Garnison.

Der Marschall glaubte an den Ausbruch der Revolution, nur konnte er den Zeitpunkt nicht wissen.

Die Häupter der Verschwörung wußten schon am 17. März Nachmittags, die Ereignisse des 15. in Wien; die officielle Kunde dagegen kam erst spät Abends.

Am 18. März war an allen Straßenecken das Telegramm aus Wien, die Verleihung einer Constitution angeschlagen. Der Gubernal-Vicepräsident ersuchte in einem dringenden Schreiben den Marschall, so lange keine militärische Macht zu entwickeln, als er nicht darum ersuchen würde.

Welche Schwäche! Wie oft wiederholt es sich, daß die Civilregierung das richtige Einschreiten des Militärs hindert, so daß letzteres post festum kommt, wie in neuester Zeit wieder bei den Judenkrawallen in Prag und Galizien, bei denen man früher Alles plündern ließ, bevor das Militär Ernst machen durfte.

Eine alarmirende Meldung jagte die andere, unter anderen auch die, daß der Podesta Casati, das Haupt und die Seele der Verschwörung mit dem ganzen Municipalrath, dem sich der Erzbischof angeschlossen habe, zum Gubernium gefahren sei; bewaffneter Pöbel begleitete den Zug, plünderte und zerstreute die Acten im Hofe. Graf O'Donell wurde gefangen, weggeschleppt, wohin blieb unbekannt.

Der Marschall begab sich mit seinem Stabe ins Castell und ließ die Allarmschüsse geben, er wohnte in einem kleinen Zimmer,

lebte wie ein gemeiner Soldat, kam sechs Tage, so wie die Soldaten, nicht aus den Kleidern.

Die Stadt hatte mit Ausnahme des Corsos meist enge Gassen, die leicht mit Barrikaden zu sperren waren. Kaum waren die ersten Schüsse gefallen, so erhoben sich hunderte von Barrikaden. Das aufgerissene Pflaster bot mit seinen großen Granitplatten ein vortreffliches Material zum Bau von Barrikaden. Augenzeugen versicherten, daß das Sturmläuten auf sämmtlichen Thürmen, welches auch in der Nacht nicht aufhörte, sehr nervenerregend war.

Während des 19. faßte der Marschall den Entschluß, das ganze flache Land zu räumen und alle in der Lombardei zerstreuten Truppen in Mailand zu concentriren. Es gingen Befehle an alle Garnisonen, in Eilmärschen gegen Mailand zu rücken. Allein alle Straßen waren abgegraben, alle Brücken abgeworfen oder barrikadirt, alle Orte mit Barrikaden geschlossen, es war unmöglich, Befehle an die Truppen zu bringen. Ein Einziger erreichte seine Bestimmung. Infolge dieses Befehles brach ein Bataillon Erzherzog Sigismund von Bergamo auf, allein es mußte sich den Ausgang aus der Stadt erkämpfen. Sein Commandant wurde vom Pferde geschossen, unterdessen erreichte es unter fortwährenden Kämpfen glücklich Mailand; dieses Bataillon bestand aus Italienern. Von einem Postenlauf war keine Rede mehr, der Marschall befand sich daher in der vollkommensten Unwissenheit über alles, was auf den übrigen Punkten des Landes vorging.

Die Festungen vor Allem flößten dem Marschall die größten Besorgnisse ein. Sie waren nur mit schwachen Besatzungen versehen und durchaus nicht auf den Kriegszustand gerüstet. Im Vergleiche zu diesen war Mailand mit seiner Insurrection eine Nebensache geworden.

Am 22. Früh faßte der Marschall den wichtigen Entschluß, Mailand zu räumen. Die Maßregel wurde so geheim wie möglich ausgeführt. Traurig war der Mangel an Fuhrwerken. Die im Palazzo Marino befindliche Centralcasse mußte zurückgelassen werden, nur einige hunderttausend Gulden in Gold- und Silberbarren wurden aus der Münze gerettet. Der Train war enorm; fliehende Officier- und Beamtenfamilien, sowie Deutsche, welche die Volkswuth fürchteten, bildeten denselben.

In Melegnano wurde der Generalstabschef Oberst Graf Wratislaw, welcher der Colonne vorausritt, mit einem Hauptmann gefangen genommen.

Als der Marschall erfuhr, was in Melegnano vorging, riß ihm die Geduld. In wenigen Minuten donnerten einige Zwölfpfünder und Raketenbatterien gegen Melegnano, das sogleich in Brand gerieth. Den Ort ließ er mit Sturm nehmen und gab ihn der Plünderung preis. Der Widerstand war in einem Augenblick überwunden. Die über den Lambro führende massive Brücke war durch Steine und Balken dergestalt verrammelt, daß die Wegräumung dieser Barrikade einige Zeit erforderte. Das Schicksal Melegnanos trug gute Früchte. Das vergrößerte Gerücht seines gänzlichen Unterganges verbreitete überall Schrecken und Bestürzung. Kein Ort wagte mehr, Widerstand zu leisten.

Am 25. kam der Marschall nach Lodi. Durch einen aufgefangenen Brief erfuhr er den Verlust Venedigs. Diese Nachricht öffnete mit einem Schlage die Augen über die wahre Lage. Da Venedig gefallen, schien nichts mehr unmöglich. Den Marschall erfüllte das Schicksal seiner Festungen, über die er keine Nachrichten hatte, mit der größten Besorgniß. Er beschloß daher unverzüglich seinen Rückzug nach Verona.

Die wichtige Festung Mantua war in einer sehr gefährlichen Lage, zwei Bataillons Haugwitz und ein Garnisonsbataillon mit zwei Escadronen Windischgrätz-Dragoner bildeten dessen Garnison; Haugwitz, lauter Italiener und noch dazu aus Brescia, das Garnisonsbataillon größtentheils Italiener, dabei die Bevölkerung bewaffnet in voller Revolution.

Doch der persönliche Muth, die Energie und Entschlossenheit, das imponirende Wesen mit der Herkulesgestalt des Festungs-Commandanten, General der Cavallerie von Gorczkowski*), wog eine verläßliche Garnison auf.

Mehrere bedeutende Werke waren unvollendet, verproviantirt war die Festung nicht, die unverarbeitete Munition war außerhalb der Festung in Friedenspulvermagazinen, zur Zufuhr fehlten die Fuhrwerke, Garnisonsartillerie war kaum genug, um 20 Geschütze bedienen zu können.

Jammervoll!

---

*) Später lernte ich General Gorczkowski persönlich kennen.

Am 21. verkündete die politische Behörde, daß der damals in Verona befindliche Erzherzog-Vicekönig für Mantua die Errichtung einer provisorischen Nationalgarde von 300 Mann bewilligt habe, was zur Vertheilung einer Menge Waffen Anlaß gab. Diese Nachgiebigkeit erschwerte die ohnehin so gefährliche Lage des Festungs-Commandanten. Barrikaden wurden gebaut. Der Festungs-Commandant alarmirte die Garnison und ließ das Revolutionscomité fruchtlos auffordern, die Barrikaden abzutragen. Ein ausgesprengtes und klug genährtes Gerücht, ein Theil Mantuas sei unterminirt, trug viel dazu bei, das Volk in Schach zu halten.

Während dies vorging, traf der Feldmarschall Erzherzog Ferdinand, die regierende Herzogin von Modena begleitend, in Mantua ein. Die hohen Reisenden wurden von der Nationalgarde auf die Municipalität geführt, wo ein Graf Arrivabene der Herzogin Muth zusprach, worauf die Herzogin antwortete: „Eine deutsche Frau kennt keine Furcht.“ Gorczkowsky, als er die Ankunft der hohen Herrschaften erfahren hatte, ging zu Fuß, nur von zwei Officieren begleitet, auf die Municipalität. Diese Gelegenheit benützten die Fanatiker der Partei und beantragten die Gefangennehmung des Festungs-Commandanten und der hohen Herrschaften. Darauf ging jedoch die Majorität nicht ein. Man ließ die Herzogin abreisen und Gorczkowsky kehrte zu Fuß, wie er gekommen, durch den aufgeregten Pöbel zurück, ohne daß Jemand etwas gegen ihn zu unternehmen gewagt hätte.

Der Festungs-Commandant, der seine ganze Hoffnung auf das Eintreffen des aus Modena zurückkommenden Regimentes Franz Ferdinand D'Este gesetzt hatte, sandte ein Detachement mit dem Befehl ab, diesem Regiment seinen Uebergang über den Po zu sichern.

Nach mehrfachen Schwierigkeiten und Hindernissen rückte das Regiment blos mit acht Compagnien durch das Thor Pratella in die Festung ein, worauf sich der Pöbel nach allen Richtungen zerstreute. Noch gab aber das Revolutionscomité seine Hoffnung nicht auf und forderte das Volk mit aller Energie zum Beginne des Kampfes auf.

Die Bevölkerung 30.000 Einwohner und nur acht wirkliche sichere Compagnien!

Schon schien das Blutbad unvermeidlich, da wirbelten plötzlich Trommeln vor den Thoren und das Regiment Erzherzog Ernst,

vom Generalcommando gesandt, zog mit fliegenden Fahnen in Mantua ein. Den Empörern fielen die Waffen aus der Hand. Mantua war gerettet.

Am 31. März traf auch Wohlgemuth, welchen der Marschall vom Marsche nach Verona nach Mantua entsendet hat, mit seinen sieben Bataillons und drei Batterien ein. Alle Demagogen, die nicht schon geflohen waren, ergriffen nun die Flucht.

Wie anders ging alles in Venedig. Freilich war dort ein Civilgouverneur und ein Italiener als Admiral und die ganze Marine sammt den Officieren notorisch revolutionär gesinnt. Die Garnison bestand aus sechs Bataillons, von denen drei Bataillons Italiener waren.

Ein sicheres Gefühl mag es wohl nicht gewesen sein!

Dagegen gab es keine Stadt, die sich weniger für eine Volksinsurrection geignet hätte.

In solchen Zeiten, in welchen man von Verrath umgeben ist, von der Civilverwaltung an zeitgerechten energischen Maßregeln gehindert wird, genügt die Tapferkeit allein nicht, mit welcher man an der Spitze seiner Truppen einen siegreichen Sturm unternimmt. Der tapferste Soldat kann in einer solchen Situation seine Ehre verlieren, wenn ihm nicht stets als oberster Grundsatz vorschwebt, unter keiner Bedingung zu capituliren.

Nun zu Verona.

Als schon ein Zusammenstoß mit der 60.000 bis 70.000 Einwohner zählenden Bevölkerung drohte, erschien D'Aspre mit seinem Armeecorps in Verona. Die entschiedensten Revolutionäre verwandelten sich in treue Unterthanen.

Schwere Sorgen und große Arbeiten erwarteten den Marschall bei seiner Ankunft in Verona. Munition war glücklicherweise genügend, jedoch nicht zugerichtet, auch mußte sie erst zugeführt werden. Sehr drückend war der Mangel an Festungsartillerie; Infanteristen mußten dazu abgerichtet werden.

Sehr hemmend war die Unterbrechung der unmittelbaren Verbindung mit Oesterreich, die weite Verbindung durch Tirol verlangsammte die Zuschübe und vertheuerte dieselben. Trotz allen Vorkehrungen des Marschalls war die Verpflegung äußerst schwierig, denn die Umgegend von Verona litt Mangel an den Hauptbedürfnissen der Armee.

Die Armirung Veronas und Mantuas wurden äußerst energisch betrieben.

In Peschiera war Alles ziemlich fertig als die Piemontesen vor den Mauern erschienen, nur fehlte es an der Verpflegung, welche blos auf 14 Tage reichte.

Die Piemontesen mit allen Hilfstruppen waren im Ganzen 90.000 bis 100.000 Mann, wohl theilweise minderwerthige Truppen, mit circa 100 Geschützen.

Der Marschall verfügte nach Abfall, Capitulationen und Desertionen, über 45.000 bis 50.000 Mann, von denen 15.000 Mann zu Besetzungen bleiben mußten, also zu Operationen blos 30.000 bis 40.000 Mann, daher war dessen Armee vor dem Eintreffen der Reservearmee zu schwach, um die Offensive ergreifen zu können.

Die Sammlung der Reservearmee wurde, so lange die Gefahr noch weit entfernt war, lau betrieben, erst Mitte April konnten die Operationen begonnen werden, und so dringend deren Erscheinen in Verona war, ging deren Marsch wegen fehlenden Brückenequipagen nur langsam vonstatten, erst am 25. Mai sah der Marschall das Corps in einer Stärke von circa 19.000 Mann mit freudigem Blick an sich vorüber defiliren, nachdem er wiederholte Aufforderungen zur Beschleunigung des Marsches an dessen Commandanten ergehen ließ, der am Ende des Marsches erkrankte und sein Commando an Grafen Thurn übergab. Dieser Tag war für uns in Verona ein Tag der Freude und des Jubels, brannte doch Alles vor Begierde, endlich die Offensive zu ergreifen und Niemand zweifelte an dem Sieg.

Offensive über Mantua.

Der Marschall wollte Peschiera entsetzen.

Der directe Vorstoß gegen die verschanzten Höhen erschien in Anbetracht unserer relativen Schwäche zu schwierig; daher wurde die Umgehung des rechten Flügels der feindlichen Hauptmacht mit Basirung unsererseits auf Mantua beschlossen. Dieser Entschluß hielt im Falle des Mißlingens außerdem die Möglichkeit offen, Vicenza zu nehmen und dadurch die directe Verbindung mit Oesterreich zu eröffnen, sich dadurch einen größeren Requisitionsrayon zu verschaffen und die weitere Verpflegung der Armee zu ermöglichen.

Am 27. Mai, Abends 9 Uhr, befand sich der Marschall zu Pferd bei Tombetta. Alles Gepäck war in Verona

[illegible] möglich zu [illegible]. [illegible] den Seinigen [illegible] auf dem Pferde, [illegible] Hemd, das er, um [illegible] bescheiden [illegible].

[illegible] den kaiserlichen [illegible] Gesichtern, dagegen [illegible].

[illegible] wurde vom Feinde [illegible].

[illegible] in Mantua ein.

[illegible] circa 7000 Mann, [illegible] angegriffen und vertrieben werden.

Am 29. Mai wurden [illegible] mit Umgehung ihres linken Flügels [illegible] zersprengt; leider wurde von unserem [illegible] die Wirkung der Umgehung nicht abgewartet, [illegible] noch entschiedener geworden wäre.

Benedek [illegible] hat sich in diesem Gefechte dadurch besonders ausgezeichnet, daß er nach dem [illegible] Gefechte bei Curtatone sich nach Monzabano wendete [illegible] Entscheidung beitrug.

Der Sieg wurde leider [illegible], doch war unser moralisches Element gehoben.

Die Nachrichten über den Feind waren höchst ungenügend, damals wurde die Cavallerie [illegible] nicht benützt und die Spione in dem revolutionären Lande waren unverläßlich.

Schon am 29. Mai während des Gefechtes hatte die Cavallerie gegen Goito und Volta aufklären [illegible] würde der Marschall am 30. Mai orientirt gewesen [illegible] sicher viele Fliehende noch in ihre Hände gefallen.

[illegible] Schmerz bei dem [illegible] Italien als in Ungarn [illegible] ausgezeichnet, sondern zum [illegible] seiner Laufbahn eine [illegible] war, was er selbst [illegible]

Am 30. Mai rückte das erste und das Reservecorps gegen Goito, das zweite Corps gegen Coresara. Das erste Corps griff Goito an, nachdem es bis Abends aber nicht unterstützt wurde, so brach es das Gefecht ab.

Eine Brigade des Reservecorps wurde vom Marschall über Sacca, eine zweite über La Motta, Caiquele zur Unterstützung des ersten Corps beordnet, infolge von Mißverständnissen kamen aber beide erst um 8 Uhr Abends beim ersten Corps an, also zu spät.

Das zweite Corps war in zwei Colonnen, bei der ersten war Feldmarschall-Lieutenant Baron D'Aspre selbst, der diesen Tag einen starken Gichtanfall hatte und infolgedessen melden ließ, seine Truppen seien zu ermüdet. Die zweite Colonne des zweiten Corps blieb unthätig in Cadel Gallo von 5 Uhr Nachmittags an stehen, meldete dies wohl seinem Corpscommandanten, dessen Befehl aber, sich mit den Kämpfenden in engste Verbindung zu setzen, zu spät Abends eintraf.

Das unthätige Stehenbleiben der Division Wimpffen war ein großer Fehler, sie hätte auf den Kanonendonner marschieren und dieses Factum erst dem Corpscommandanten melden sollen.

Am 31. Mai beabsichtigte der Marschall mit seiner ganzen Armee den Feind bei Goito anzugreifen; ein heftiges Regenwetter hinderte jedoch die Ausführung.

Am 1. und 2. Juni dauerte der Regen noch an, Alles blieb in den Aufstellungen.

Im Laufe des 3. Juni kam die Meldung über die am 30. Mai erfolgte Uebergabe von Peschiera. Der Zweck der Offensivoperation war somit entfallen. Auch trafen schlechte Nachrichten ein, denen zufolge die einzige Verbindung durch Tirol verloren zu gehen drohte und in Verona der Bedarf für die Armee nur mehr auf fünf Tage gedeckt war, es mußte sonach die Verbindung über Vincenza eröffnet werden.

Einnahme von Vicenza.

Der Marschall faßte den Entschluß Vicenza zu nehmen und führte diesen mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit durch, ließ am 10. Juni Vicenza mit solcher Entschiedenheit angreifen, daß binnen 24 Stunden eine Capitulation erzwungen wurde, durch welche die feindlichen Streitkräfte um 18.000 Mann vermindert,

ein reicher Landstrich genommen und die gesicherte Verbindung mit Oesterreich eröffnet wurde.

Augenzeugen versicherten mich, daß der Anblick des Angriffes auf Vicenza prachtvoll war, daß die angreifenden Colonnen so gleichzeitig und kunstgerecht zum Angriff schritten, daß man es sich nicht besser vorstellen kann. Der Marschall leitete von einer Höhe, gegenüber des Monte Besico, von welcher man Alles übersehen konnte, den Angriff selbst.

Dieser schöne Erfolg war in sieben Tagen erreicht, am 13. Juni kam der Marschall gerade mit seinem Gros nach Verona zurück, als an diesem Tag Carl Albert auf Verona einen Angriff machte.

Am 11. Juni traf ein Adjutant Durando's auf großen Umwegen und daher verspätet im Hauptquartier des Königs ein, der mit der Nachricht von unserem Heranrücken, die Versicherung brachte, daß Durando sich wenigstens acht Tage halten könne. Nun wollte man Vicenza durch einen Angriff auf Verona entsetzen.

Die eben von Vicenza zurückgekehrten Truppen hatten gerade angefangen abzukochen, als dem Marschall die Meldung zukam, daß starke Truppenmassen durch die Ebene im Anzuge seien; zugleich entspann sich ein lebhaftes Tirailleurfeuer in der Richtung von Santa Lucia. Der Marschall stieg zu Pferde. Die Truppen ließen ihr Essen stehen, nahmen die kaum abgelegten Tornister wieder auf den Rücken und zogen dem Feinde entgegen. Die sich allmählig ausbreitenden Linien aber machten den Feind, der nur wenig Truppen zu finden erwartet hatte, stutzen, er sah sich getäuscht. In der That erhielt auch Carl Albert in diesem Augenblick die Nachricht von dem Falle Vicenzas, der Capitulation Durando's und der Rückkehr des Marschalls mit seinen Truppen nach Verona. Er befahl sogleich den Rückzug.

Als ich das Plänklerfeuer hörte, bestieg ich ein Dienstpferd und schloß mich dem nächsten Brigadecommando an, voller Freude endlich Kugelpfeifen zu hören!

Bitter enttäuscht kehrte ich in mein Fort zurück, welches seiner Vollendung entgegen ging.

Die nächsten Tage gingen Oberlieutenant Steinitzer, ein Classen- und Bankkamerad und ich zum Geniechef der Armee, Oberst

T ä u b e r, um ihn zu bitten, uns bei der Vorrückung der Armee mitzunehmen, was er rundwegs abschlug.

Nun baten wir Feldmarschall-Lieutenant H e ß, der uns sagte: „Sie sind Blaumeisen, gehen Sie zum blauen Rock.“ „Bei dem waren wir schon“, war unsere Antwort.

Nun verlegten wir uns aufs Bitten. Das Herz des Feldmarschall-Lieutenants wurde erweicht und er versprach den Befehl zu geben, daß wir zur nächsten Vorrückung in das Hauptquartier eingetheilt würden.

D e r P a p st P i o n o n o.

In Vicenza commandirte der römische General Durando römische Truppen, dies veranlaßt mich, vom Papste Pio nono zu sprechen.

Schon in den frühesten Zeiten hat sich in dem Kirchenstaate ein Widerwillen gegen das geistliche Regiment kundgegeben. Diese Abneigung mußte in dem Maße wachsen, als die Revolution mit ihren Folgen im Geiste des Volkes mehr Wurzeln schlug. Ich will hier nicht alle die Fehler einer geistlichen Herrschaft, die Widersprüche, in denen sie mit den Bedürfnissen der neueren Zeit steht, hervorheben; es genügt, den Kirchenstaat gesehen zu haben, um die Sehnsucht zu begreifen, welche die Einwohner dieses von der Natur so gesegneten Landes nach einem gerechten zeitgemäßen Regierungssystem hatten.

Welch blühender Garten war die Umgebung Roms unter den Römern, welch verwahrlostes Sumpfland dagegen unter päpstlicher Regierung! Einige Kilometer vom Centrum der Stadt, in der Nähe der prunkvollen Pauluskirche, befindet sich ein Trapistenkloster, mit lauter französischen Mönchen. Einige hundert Schritte von diesem Kloster*) liegt ein Lehmhügel, voller Erdhöhlen, in welchen halbnackte Menschen mit nackten Kindern wohnen, die alle nur vom Betteln und Stehlen leben. Die ganze Bevölkerung von Rom wurde durch das stete Vertheilen von Almosen zu Faulenzern und Bettlern, statt zu Arbeitern, erzogen. Heute noch muß man sich die Diener und Arbeiter aus dem Neapolitanischen kommen lassen, denn der Römer will mühelos gefüttert werden.

---

*) Noch vor ungefähr zehn Jahren, als ich das letzte Mal in Rom war, sah ich diese Erdhöhlen.

Es sind fast unübersteigliche Schwierigkeiten, die sich dem heiligen Stuhle bei jedem Reformversuche entgegenstemmten, denn eine Regierung kann ihrem eigenen Lebensprincip nicht zuwider handeln. Wie theuer zahlte nicht Pius IX. seine liberalen Versuche! Es ist ein ungeheuerer Uebelstand, wenn ein Regierungssystem mit den Bedürfnissen und dem Wohl seines Volkes im Widerspruch steht. Auf diesem Boden hatte daher die Revolution leichtes Spiel.

Nach dem Tode Gregors XVI. wurde der Kardinal Mastai Ferreti zum Papste gewählt. Mastai gehörte einer liberalen, ja selbst einer dem Papstthum feindlichen Familie an. Hätte die revolutionäre Partei in dieser Wahl nicht einen großen Sieg erblickt, so ließe sich der Enthusiasmus nicht erklären, den diese Wahl in ganz Italien hervorrief. Man sprach damals von dem Papste wie von dem Befreier Italiens. Man trug sein Bild an dem Halse, an der Uhr, im Armband; man dichtete Hymnen auf ihn und sang sie in den Theatern ab. Alle Häuser bedeckten sich mit dem Viva Pio nono, und obgleich dieses Getriebe schon einen aufrührerischen Charakter angenommen hatte, so konnte man es doch schwer verhindern, denn es galt ja dem Oberhaupt der katholischen Christenheit. Der größte Nachtheil bestand darin, daß der Papst den ganzen Clerus mit sich in den revolutionären Wirbel hineinzog. Die Revolution hatte die Weihe der Religion erhalten: Dio lo vuole, war das Motto der Empörung geworden. Der Beichtstuhl entwickelte seine ganze Macht. Statt Absolution wurde dem noch an seiner Pflicht und seinen Eiden hängenden Soldaten Fluch und Kirchenbann zutheil. Ganzen Bataillonen versagte man die Absolution im Beichtstuhle, und der Marschall sah sich genöthigt, den Commandanten der Corps und Regimenter zu befehlen, daß die Truppen nur bei ihren Feldcaplanen die Andacht verrichten.

Der Papst, geblendet durch seine ungeheuere Popularität, konnte keiner revolutionären Forderung widerstehen.

Am 5. Juli 1847 erschien das Decret zur Errichtung einer Guardia civica. Alles bewaffnete sich, der römische Staat verwandelte sich in einen Exercierplatz.

Die vom Kirchenoberhaupt ausgehenden revolutionären Maßregeln brachten in ganz Italien eine unbeschreibliche Aufregung hervor.

Das Ansehen, die Popularität des Papstes hatten den höchsten Gipfel erreicht, und ging Hand in Hand mit dem Hasse gegen Oesterreich.

Neben Viva Pio nono stand auf den Mauern geschrieben: „Morte ai Tedeschi!“

Ich erinnere an die berühmte Allocution Pius IX. vom 22. Juni 1868, welche hier wörtlich folgt:

„. . . Niemals hätten wir geglaubt, ehrwürdige Brüder, daß wir nach der Convention, die wir zur Freude aller Guten mit dem Kaiser von Oesterreich und Apostolischen König vor etwa dreizehn Jahren abschlossen, gezwungen werden könnten, am heutigen Tage die überaus schweren Kränkungen und Bedrängnisse zu beklagen, mit welchen nun die Kirche im Kaiserthum Oesterreich durch feindselige Menschen auf traurige Art heimgesucht und verfolgt wird. Am 21. December des vorigen Jahres wurde nämlich von der österreichischen Regierung ein wahrhaft unseliges (infanda sane) Gesetz als Staatsgrundgesetz gegeben, das in allen Theilen des Reiches, auch den rein katholischen, volle Giltigkeit haben soll. Durch dieses Gesetz wird eine unbedingte Freiheit aller Meinungen und Preßerzeugnisse, des Glaubens, des Gewissens und der Lehre festgestellt, wird den Bürgern jedes Cultus die Erlaubniß ertheilt, Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu errichten, werden alle wie immer gearteten Religions-Genossenschaften einander gleichgestellt und vom Staate anerkannt. . . . Am 25. Mai d. J. erließ dieselbe Regierung ein Gesetz, das alle Völker jenes Reiches, auch die katholischen, verpflichtet, und befiehlt: die Kinder aus gemischten Ehen folgen der Religion des Vaters, wenn sie männlich, der der Mutter, wenn sie weiblich sind; Kinder unter sieben Jahren müssen am Abfall der Eltern vom rechten Glauben theilnehmen . . . die Apostasie von der katholischen wie von der christlichen Religion wird zum bürgerlichen Rechte erhoben. . . .

Ihr seht mithin, ehrwürdige Brüder, wie verwerflich und verdammenswerth jene von der österreichischen Regierung erlassenen, abscheulichen (abominabiles) Gesetze sind, welche die Lehre der katholischen Kirche, ihre ehrwürdigen Rechte, ihre Autorität und göttliche Constitution, sowie unsere und des Apostolischen Stuhles Gewalt . . . ja das Naturrecht selbst aufs höchste verletzen. Von der Sorge für alle Kirchen, die Christus der Herr uns übertrug geleitet, erheben wir denn die apostolische Stimme in dieser einer

erlauchten Versammlung, und kraft unserer apostolischen Autorität verwerfen und verdammen wir die angeführten Gesetze im Allgemeinen und im Besonderen Alles, was in diesen wie in anderen Dingen gegen die Rechte der Kirche von der österreichischen Regierung oder von untergeordneten Behörden verordnet, gethan oder wie immer verfügt worden ist; kraft derselben Autorität erklären wir diese Gesetze sammt ihren Folgerungen als durchaus nichtig und immerdar ungiltig. Die Urheber derselben, die sich Katholiken zu sein rühmen, und Alle, die besagte Gesetze vorzuschlagen, zu beschließen, zu approbiren und auszuführen sich unterfingen, ermahnen und beschwören wir, der Censuren und gerichtlichen Strafen zu gedenken, welche nach den apostolischen Constitutionen und den Decreten der ökumenischen Concilien diejenigen, welche die Rechte der Kirche verletzen, ipso facto auf sich laden."

Nur aus diesem hier Angeführten, ohne erst ins Mittelalter zu schweifen, oder der Verlegenheiten zu gedenken, welche das Centrum der preußischen Regierung bereitet, oder ohne endlich aus neuester Zeit auf Frankreich hinzuweisen, sieht man, daß die katholische Religion mit ihrer Hierarchie und dem Papste an der Spitze für eine Regierung statt einer Unterstützung selbst eine Gefahr bilden kann und es erscheint ganz verständlich, daß die russische Regierung gegen alle Religionen, mit Ausnahme der katholischen, duldsam ist.*)

Die höchste Achtung gebührt der Religion, deren Diener die Moral predigen, verbreiten und thatkräftig fördern, wenn aber letztere die Religion blos als Aushängeschild benützen, um politische Macht zu erlangen, dann verlassen sie die wahrhaft religiösen Pfade.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt", heißt es in einem Evangelium.

Sehr lehrreich ist das Schicksal Pio nono's.

---

*) Einige ruhig denkende Ungarn in angesehenen Stellungen erzählten mir, daß die ungarischen Hetzkapläne den Frauen im Beichtstuhle drohen, sie nicht zu absolviren, in ihren Familien keine heiligen Sacramente zu spenden, falls ihr Mann nicht für die katholische Volkspartei stimmt. Agitatoren, denen die Kanzel und der Beichtstuhl zur Disposition stehen, welche sie mißbrauchen, sind weitaus die gefährlichsten. Leider ist die Regierung, was den Beichtstuhl betrifft, m a ch t l o s, die Kanzel sollte sie jedoch überwachen und deren Mißbranch als Mißbrauch der Amtsgewalt strenge bestrafen.

Zuerst träumte er, Italien unter päpstlicher Herrschaft zu vereinigen. Er stellte sich an die Spitze der Revolution, diese wächst ihm aber über den Kopf, nicht er beherrscht und leitet sie, sondern sie verschlingt seine Macht, er erschrickt, will umkehren, wird unpopulär, sogar verhaßt, endlich muß er fliehen.

Ja! Popularität und Volksgunst sind veränderlicher als das Aprilwetter!

Als nach der Einnahme von Vicenza die römischen Truppen heimkehrten, war das Ansehen des Papstes gänzlich vernichtet. Seine Weigerung, an dem Kriege gegen Oesterreich theilzunehmen, hatte schon die ganze exaltirte Partei gegen ihn aufgebracht, das Unglück, das Carl Albert und seine Verbündeten traf, schrieb man zum großen Theile seinem Abfall von der Revolution zu. Mazzini und seine Anhänger traten nun ungescheut als Feinde der Hierarchie im Kirchenstaate auf und verhehlten nicht länger ihre Absicht, das Papstthum zu stürzen. Man kündigte öffentlich den Zusammentritt einer italienischen Constituante an, welche die Geschicke Italiens und seiner Fürsten richten und bestimmen sollte. Der Papst, der nicht mehr länger die Gefahr für seine Herrschaft verkennen konnte, hoffte durch die Wahl eines starken Ministers dem Feinde die Spitze bieten zu können. Die Wahl fiel auf Rossi. Dieser seltsame Mann, erst Erzliberaler, Katholik und Professor, dann Protestant und wieder Katholik, Graf, Pair von Frankreich und Botschafter in Rom, wäre vielleicht der Mann gewesen, der mit der Kraft seines Charakters und seines Verstandes Mazzini die Spitze hätte bieten können. Als Rossi, obgleich gewarnt, zur Eröffnung der Nationalversammlung kühn die Stufen des Capitols emporstieg, stieß ihm ein Meuchelmörder den Dolch in die Brust. Dem Mörder gelang es zu entfliehen.

Der Tod Rossi's beraubte den Papst des letzten kräftigen Rathgebers. Mazzini zauderte nun nicht mehr, ihn offen anzugreifen. Das Volk, von der Nationalgarde unterstützt, die Pius selbst geschaffen, griff den Quirinal an, eine Kugel tödtete an der Seite des Papstes einen seiner Diener. Von allen verlassen, gab er jeden ferneren Widerstand auf, und es gelang ihm verkleidet zu entfliehen. Er ging nach Gaeta, von wo aus er die Hilfe der katholischen Welt anrief.

Das war derselbe Papst, von dem das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes stammt.

Ergreifung der Offensive.

Am 12. Juli befand sich die Armee im Lager bei Verona vereint. 12.000 Mann, welche Feldmarschall-Lieutenant Welden abgetreten hatte, standen unter der Benennung des IV. Armeecorps bei Legnago hinter der Etsch.

Nun wollte der Marschall die Offensive ergreifen, er konnte in runder Zahl 50.000 Streiter gehabt haben.

Es gab zwei Wege, entweder einen Angriff auf die Front unseres Gegners oder eine abermalige Umgehung über Mantua. Die Majorität im österreichischen Hauptquartier scheint für die Mantuaner Straße gewesen zu sein, daher das bei Legnago zusammengesetzte Corps unter den Befehlen des Generals von Culoz. Bei Entwicklung unserer Offensive sollte zu ihm die in Mantua befindliche Brigade Benedek stoßen.

Schon seit einigen Tagen hatte man die Bemerkung in Verona gemacht, daß die feindlichen Truppen vor unserer Front sich verminderten; diese Bemerkung, verbunden mit den Nachrichten, die Gorczkowski über die feindlichen Bewegungen um Mantua gab, ließen keinen Zweifel darüber, daß der Feind seine Hauptstärke gegen Mantua gezogen habe. Der Marschall entschloß sich daher, den Feind in seiner Stellung von Sona und Sommacampagna anzugreifen. Die Festung Mantua konnte leider von diesem geänderten Entschlusse nicht mehr in Kenntniß gesetzt werden, da die Verbindung mit derselben bereits unterbrochen war, wodurch der thatkräftige Gorczkowski bei unserer Offensivbewegung nicht energisch mitwirkte.

Schlacht von Sommacampagna am 23. Juli.

Der geänderten Absicht des Marschalls mußte die Ausführung rasch auf dem Fuße folgen, denn der Feind hätte zur Erkenntniß kommen können, welch ungeheuren Fehler er durch die Entblößung seines Centrums begangen hat. Der Feldherr zeigt sich durch das schnelle Erkennen und schnelle Benützen der Fehler des Feindes.

Der Marschall setzte den Beginn seiner Operationen auf den 23. fest. Alle Voreinleitungen wurden in das tiefste Geheimniß gehüllt und keinem Einwohner Veronas erlaubt, über die Vorposten zu kommen. Der Feind sollte überfallen werden. Um 1 Uhr Nachts sollte sich die Armee in Bewegung setzen, so daß wir vor

Tagesanbruch ihn auf allen Punkten gleichzeitig angreifen konnten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ohne die eingetretenen Elementarhindernisse der Ueberfall vollkommen gelungen wäre. Der Gegner glaubte nicht, daß wir diese steilen Höhen unter seinem Feuer erklimmen würden. Der Marschall selbst war nicht ohne Sorgen wegen der Opfer an Menschenleben, die das Unternehmen kosten könnte, denn Geiz mit dem Blute seiner Soldaten war eine der hervorragendsten Eigenschaften desselben.

Spät Nachmittags den 22. Juli erhielt ich den Befehl, um 1 Uhr Nachts zu Pferd marschbereit im Hauptquartier des Marschalls zu sein. Ich mußte übergeben. Spät Abends, es war schon dunkel, kam ich ins Officiers-Kaffeehaus von Verona; ich war ohne Pferd.

„Wer hat ein Pferd zu verkaufen?" war meine Frage.

Man wies mich an den Major und Flügeladjutanten beim I. Armeecorps Dumont. Ich fand ihn im Bette.

„Haben Herr Major ein Pferd zu verkaufen?" — „Ja!" — „Wie viel kostet es?" fragte ich weiter. — „400 Gulden", war die Antwort.

„Ich muß es ab invisis kaufen, bitte mir zu erklären, ob es nicht blind, nicht stützig, nicht krumm, nicht dämpfig und ob es ein guter Fresser ist?"

„Das Pferd ist vollkommen gesund und sehr ausdauernd, nur hat es sehr rüde Bewegungen und zeppelt im Schritt", erhielt ich zur Antwort.

Darauf erwiderte ich, daß ich 350 Gulden geben könne, womit sich nach einiger Zeit der Major einverstanden erklärte.

Ich war bei stockfinsterer Nacht zu Pferde, ohne zu wissen, ob ich auf einem Fuchsen oder einem Braun saß. Meine nöthigste Bagage hatte ich auf dem Pferde, mein Diener sollte auf einem Wagen des Hauptquartiers fahren.

Es wüthete ein fürchterliches Gewitter. Die Erde erbebte unter den Donnerschlägen, die Blitze blendeten die Augen, sonst herrschte stockfinstere Nacht, es schüttete vom Himmel, alle seine Schleusen schienen geöffnet zu sein. Trotz Regenmantels wurde ich bis auf die Haut naß.

Wer abergläubig war, konnte Böses ahnen oder sich das Unwetter so auslegen, daß Gott unsere Feinde mit Blindheit

schlagen wollte, denn in einem solchen Unwetter konnten sie uns nicht erwarten.

Beim Einbruch der Nacht hatte die Bewegung der Armee in aller Stille begonnen, die Colonnen waren bereits geordnet, als plötzlich jenes Wetter losbrach. Die Truppen mußten Halt machen und das Ungestüm des Wetters über sich austoben lassen.

Wir waren den Piemontesen an Zahl sehr überlegen, allein sie hatten eine sehr starke Position, in deren Besitz wir durchaus noch an demselben Tage kommen mußten, einen Tag später drohte uns ein Angriff in unserer linken Flanke durch den König, wie dieser am 25. wirklich erfolgte.

Unseren linken Flügel bildete das erste, den rechten das zweite Corps, in der Mitte folgte die Reserve. Der entscheidende Angriff sollte durch den linken Flügel erfolgen. Allein durch die Kampflust der Truppen wurde der Feind auf allen Punkten zur selben Zeit geworfen.

Die Wolken zertheilten sich, die italienische Sonne fing Alles zu trocknen und zu erwärmen an.

Um 6 Uhr erschienen die Spitzen unserer Colonnen vor der feindlichen Stellung und bald entwickelte sich das Tirailleurgefecht auf der ganzen Linie. Unsere Batterien fuhren auf und wir eröffneten ein überlegenes Geschützfeuer. Schwer kann ich das Gefühl der Wohllust schildern, das mich beim ersten Donnern der Geschütze und dem Knattern des Kleingewehres ergriff, unwiderstehlich trieb es mich ins Gefecht, ich wollte Kugeln wirklich pfeifen hören. Ich ersuchte einen Generalstabs-Major des Hauptquartiers mir einen Ordonanzritt verschaffen zu wollen, was er auch erwirkte, und so wurde ich an das I. Armeecorps mit einem schriftlichen Befehl abgesendet.

Das I. Corps, durch das Unwetter der Nacht in seiner Bewegung etwas verspätet, war erst gegen 7 Uhr vor der Stellung von Sommacampagna erschienen. Der Feind hatte diesen Ort mit wenigstens 3000 Mann und einer entsprechenden Artillerie besetzt, denn es war der Stützpunkt seines rechten Flügels.

Ich kam gerade beim Corpscommandanten Grafen Wratislaw mit dem Befehl an, als der Angriff auf Sommacampagna durch drei Brigaden begonnen hatte. Während die Brigade Wohlgemuth die Stellung in der Front angriff, umging die Brigade Supplicatz rechts und die Brigade Straßoldo folgte beiden in Reserve. Ich

schloß mich der Brigade Wohlgemuth an und stürmte abgesessen mit einem Infanteriebataillon. Von allen Seiten drangen unsere Truppen in den Ort; hätte der Feind noch einen Augenblick mit seinem Rückzug gesäumt, so hätte er, von allen Seiten eingeschlossen, die Waffen strecken müssen. Da drei Brigaden auf diesem Punkte gleichzeitig in Sommacampagna eindrangen, herrschte daselbst große Unordnung. Wer bei solchen Gelegenheiten das herrschende Durcheinander nicht sah, kann sich keinen Begriff davon machen; die Truppen mußten außerhalb Sommacampagna erst wieder geordnet werden. Wäre der Feind in diesem Momente wieder angreifend erschienen, wir würden aus dem Orte herausgeworfen worden sein.

So waren wir nun Meister der gefürchteten Stellung. Das feindliche Centrum war durchbrochen, der rechte von dem linken Flügel dergestalt getrennt, daß ihre Vereinigung nur auf weiten Umwegen möglich war. Zwar war unser Gegner noch nicht besiegt, aber seine Lage war schon schlecht. Sein zweites Armeecorps war geschlagen und demoralisirt. Mit seinem ersten Armeecorps steckte er in den Sümpfen von Mantua und hatte dieses mit einer starken Besatzung im Rücken, wenn er sich gegen Custozza wendet, wie er es wirklich that.

Nach der Schlacht fanden Oberlieutenant Steinitzer und ich es für selbstverständlich, daß Oberst Täuber uns zur Tafel des Marschalls mitnehme; unbegreiflicher Weise verweigerte dieser es, das Motiv ist nicht erklärlich.

Er sagte uns: „Wer einen Feldzug mitmachen will, muß sich das regelmäßige Essen abgewöhnen."

Was thun in dem kleinen überfüllten Neste San Giorgio?

Keine Kleinigkeit, die Nacht durchnäßt worden zu sein, den Tag scharf geritten und zu Fuß mitgestürmt zu haben und dann nicht allein nichts zu essen, sondern ohne jeder Hoffnung zu bleiben, den Hunger stillen zu können. Gegen Abend fanden wir bei einem Grenz-Bataillon eine nothdürftige Verpflegung,

Den nächsten Tag sagte uns ein Generalstabshauptmann, daß wir gar nicht den Oberst Täuber brauchen, sondern daß für uns als ins Hauptquartier Commandirte, bei der Tafel des Marschalls gedeckt sei. Beim Marschall waren täglich 80 bis 100, ja manchmal 120 Gäste, man wußte vor dem Speisen nie, wie viele Gäste sein würden, weil alle Officiere, welche von auswärts Meldungen brachten, stets geladen wurden. Der Tisch war sehr einfach, gewöhnlich wie

jener der Mannschaft, Fleisch und Suppe, ein Kalbsbraten war eine Seltenheit.

* * *

Der eigentliche Kampf stand unserer Armee noch bevor, der König mit seiner Hauptmacht stand uns in der Flanke.

Der Marschall machte Front nach Süden, ließ Brücken bei Salionze über den Mincio schlagen, Valeggio besetzen und für den Fall eines Rückzuges zwischen Ponto und Pastrengo über die Etsch eine Brücke schlagen.

Niederlage der Brigade Simbschen.

Die Brigade Simbschen, welche von einer Expedition von Ferrara zurückkehrte, traf nach einem sehr anstrengenden Marsche am 24. Mittags in Sommacampagna ein. Nach kurzer Rast, brach um 1 Uhr der General mit der halben Brigade nach Custozza auf, der Rest folgte erst um 4 Uhr Nachmittags nach, die Ursache dieser Verspätung blieb mir unbekannt.

Um 3 Uhr Nachmittags brach der König von Villafranca mit vier Brigaden auf, um Custozza, Val Staffalo und Sommacampagna anzugreifen; diese trafen in Custozza die erste halbe Brigade Simbschen, welche sich nach einem Kampfe auf San Giorgio zurückzog. Die verspätete zweite halbe Brigade Simbschen wurde noch auf dem Marsche ereilt und zersprengt, wobei 1000 Mann gefangen wurden. Die Niederlage der Brigade Simbschen war ein Unglück und durch diese war die ganze Hügelreihe von Sommacampagna bis Custozza verloren und zwischen den beiden Corps ein leerer Raum entstanden.

Schlacht bei Custozza.

Das zweite Corps erhielt den Befehl, um jeden Preis die verlorenen Stellungen wieder zu nehmen. Das erste Corps blieb in seiner Stellung. Das Reservecorps stand bei Oliosi und San Rocco di Palazzuolo, alle Entsendungen über den Mincio wurden zurückgerufen.

In Verona befehligte Feldmarschall-Lieutenant Baron Haynau. Der Marschall konnte in Verona keine starke Garnison zurücklassen; er brauchte sonach einen sehr energischen Festungs-Commandanten, dies war General Haynau. Dieser hatte den Befehl erhalten, eine eben

erst in Verona unter den Befehlen des Obersten Perin gebildete Brigade nach Castelnovo zu senden, wo sie das dritte Corps verstärken sollte. Von dem Observatorium in Verona aus sah Haynau aber den unglücklichen Ausgang des Kampfes der Brigade Simbschen. Die hohe Wichtigkeit des verlorenen Punktes von Sommacampagna richtig erkennend, ließ er die Brigade Perin, statt nach Castelnovo gerade auf Sommacampagna marschiren, mit der Weisung, unverweilt diesen Ort anzugreifen, wenn ihr das beginnende Feuer zeigen würde, daß auch von unserer Seite der Kampf begonnen habe. Dieser Entschluß trug viel zu dem glücklichen Erfolg des nächsten Tages bei.

Am 25. ging die Sonne mit der ganzen Pracht des südlichen Himmels auf, es war ein schöner, aber sehr heißer Tag.

Der Kampf begann auf unserem rechten Flügel. Um 8 Uhr Früh erschien der König mit der Brigade Aosta vor Valeggio, wurde aber von unserer Artillerie so lebhaft empfangen, daß er Halt machte.

Während die bereits begonnene Schlacht auf dem rechten Flügel ruhte, entbrannte der Kampf auf den Höhen von Sommacampagna desto heißer. Die Brigade Gyulay, welche in San Giorgio in Salice stand, erhielt Befehl, gegen Sommacampagna in drei Colonnen vorzurücken. Etwa gegen 11 Uhr begann das Feuer. Der Marschall war eben in San Giorgio in Salice angekommen, als er das Feuer bei Sommacampagna hörte. Die Brigade Gyulai nahm den Höhenzug von Sona und Madonna del Monte und rückte unaufgehalten auf demselben vor; schon näherte man sich dem Kamme des Berges, als plötzlich ein heftiges Artillerie- und Kleingewehrfeuer den Angriff der Brigade Perin, von der die Brigade Gyulay keine Kenntniß hatte, von der östlichen Seite des Berges verkündete. In diesem Augenblicke bemerkte man, daß der Zwischenraum, der die Brigaden Gyulay und Perin trennte, zu groß war. Durch die Bildung einer neuen Colonne wurde die Verbindung zwischen den beiden Brigaden hergestellt. Jetzt war der Augenblick zu einem allgemeinen Sturm gekommen. Das Ersteigen der steilen Höhen bei der fürchterlichsten Hitze, unter dem heftigen Feuer der Vertheidiger, erforderte die höchste Willenskraft der vor Ermattung zusammensinkenden Soldaten, die nur durch das belebende Beispiel ihrer Führer erzeugt werden konnte. Endlich war die Höhe erstiegen, der Feind flüchtete in den Ort und vertheidigte sich

hier von Haus zu Haus. Der Feind, der sich von allen Seite angegriffen sah, gab den Kampf hier auf und zog sich gegen die Höhen von Beretara. Er mußte nun auch von diesen herabgeworfen werden. Die Brigade Friedrich Lichtenstein erhielt den Befehl, diesen Punkt anzugreifen. Es waren bereits Fortschritte gegen die Höhen gemacht, als der Feind, verstärkt, plötzlich den rechten Flügel der Brigade bedrohte. Lichtenstein zog daher diesen Flügel etwas zurück. In diesem Augenblick traf der Marschall bei Zerbare ein; er ritt zwischen die Plänklerkette, sprach ermuthigende Worte zu den Soldaten, welch letztere mit Jubelgeschrei antworteten. Lichtenstein beschwor ihn, sich der Gefahr nicht so sehr auszusetzen. Mit Widerstreben zog er sich nach Zerbare zurück, wo er eine zeitlang das Gefecht beobachtete. Dann blieb er zwischen den kämpfenden Brigaden Kerpan und Lichtenstein. Der Feind gewann hier immer mehr Boden. Lichtenstein warf sich mit herbeigeholten Verstärkungen mit dem Bajonnett auf denselben, trieb ihn gegen Beretara und nahm die Höhen von Pelizza, ein herrlicher Anblick!

Der Feind leistete auf dem Monte Boscone verzweifelten Widerstand, und schon ließ Lichtenstein dem Marschall melden, daß er ohne Verstärkung diese Stellung nicht nehmen könne. Doch die Verstärkung war nahe; denn schon drangen die beiden siegreichen Brigaden Perin und Gyulay dem Höhenzuge folgend gegen den Monte Boscone vor. Diesen Moment benutzte der Major Mayer, Regiments-Commandant von Erzherzog Franz Carl, und warf mit seinem Regimente den Feind über die Höhen von Casa del Sole hinab. In wilder Flucht eilte er Villafranca zu, eine schnell aufgeführte Batterie beschleunigte seine Flucht. Er verlor viel Gefangene und Gepäck. Von diesem Augenblick konnte das Schicksal des Tages als entschieden betrachtet werden.

Der Brigade Lichtenstein war die Brigade Kerpan in gerader Richtung gegen den Monte Godio gefolgt. Der Marschall hielt sich in der Nähe von Guastalla auf, um für jeden möglichen Fall bei der Hand zu sein. Kerpan stieß gegen Goito auf ziemlich starke feindliche Massen, welche die Höhen von Goito krönten, aber durch das Sluiner Regiment genommen wurden. Der Feind kehrte mit verstärkter Macht noch einmal zurück, mußte aber zum zweitenmale weichen. Da der Feind neue Batterien und Truppen ins Feuer brachte, mußte auch das Regiment Kinsky, welches bis jetzt in

Reserve geblieben war, in das Gefecht gezogen werden. Mit abwechselndem Erfolge dauerte nun der Kampf auf diesem Punkte, bis die Brigade Edmund Schwarzenberg von Costelnovo auf dem Schlachtfelde ankam. Das Erscheinen frischer Truppen brach den Muth des Feindes. Er zog sich nach Custozza, nahm noch einmal Stellung, gab aber nach Kurzem diesen letzten Punkt auf und zog sich gegen Villafranca zurück.

Auf der sogenannten Ebene von Prabiano hatte sich eine Masse von vielleicht 10.000 Mann, ohne Zweifel die geschlagenen Truppen des Herzogs von Genua, unordentlich gelagert. Da erschien Oberst Wyß, von Carl-Uhlanen von Valeggio kommend, auf einem diese Wiese beherrschenden Rideau mit zwei Divisionen und einigen Geschützen und feuerte gegen diese Masse; es entstand eine grenzenlose Verwirrung und dieser schwache Versuch hatte gezeigt, was geschehen wäre, wenn eine Reiterbrigade mit einigen Batterien diese demoralisirte Masse angegriffen haben würde.

Die Infanterie war nach der Schlacht Abends so ermüdet, daß jeder Mann hinsank, wo er gekämpft hatte. Die Cavallerie hatte aber nichts geleistet, diese hätte im Großen verfolgen sollen, während bloß Oberst Wyß und Graf Stadion mit schwachen Ab- Abtheilungen dem Feind nachgesendet wurden. Infolgedessen gelang es dem König, in zwei Colonnen den Rückzug in ziemlicher Ordnung nach Goito zu bewerkstelligen, wo er das Corps von Sonaz, die Brigade Regina und mehrere andere frische Truppen traf.

Nach der Schlacht kehrte der Marschall, durch Hitze und Staub erschöpft, in sein Hauptquartier nach Alzarea zurück.

Am 26. Früh traf die Meldung ein, daß der Feind Villafranca verlassen und aus der Ebene verschwunden sei. Der Marschall ritt sogleich nach Valeggio, versammelte hier die Corps-Commandanten und gab die Dispositionen zur Verfolgung mit der Absicht, dem Feinde im Rückzuge zuvor zu kommen und ihm womöglich seine Rückzuglinie abzuschneiden.

Die Schlacht von Custozza wurde in unserem Hauptquartier überschätzt, man theilte das Fell des Bären, bevor er erlegt war. Der König hatte noch viele frische Truppen bei Mantua und das II. Corps, so daß er, durch diese verstärkt, eine neue Schlacht noch hätte wagen können.

Gefecht bei Volta.

Die Avantgarde des II. Corps unter Fürst Friedrich Lichtenstein erschien erst gegen 6 Uhr Abends vor Volta. Diese entdeckte sogleich auf der entgegengesetzten Seite des Berges auf der Straße, die von Goito kommt, starke Staubwolken. In größter Eile führte Lichtenstein die ersten Abtheilungen unserer Vorhut an die Ausgänge des Ortes und es gelang ihm wenigstens, die wichtigsten Punkte vor dem Feinde zu besetzen. Unter dem Schutze von 16 Geschützen drang der Feind mit starken Massen nicht allein in der Front, sondern auch in unserer rechten Flanke vor, aber seine Anstrengungen scheiterten an unserem hartnäckigen Widerstande.

Nun entwickelte sich ein hartnäckiger furchtbarer Kampf, in welchem auf beiden Seiten fünf Brigaden auf diesem engen Raume mit einander die ganze Nacht wüthend Brust gegen Brust rangen. Der Anbruch des Tages brachte endlich wieder Ordnung in das Chaos, entfachte aber auch den Kampf mit erneuerter Kraft und Wuth. Der Feind erneuerte seine Angriffe auf unseren linken Flügel, die aber an der Tapferkeit unserer Soldaten und der Standhaftigkeit der Generale scheiterten. Oberst Graf Pergen mit einem Bataillon seines Regimentes, unterstützt durch eine vom Major Molinary geführte Umgehungscolonne des Sluiner Regimentes, entschied endlich den Ausgang des blutigen Kampfes; der Feind wurde in die Ebene hinabgeworfen und zog sich gegen Goito zurück.

Unsere Cavallerie verfolgte lebhaft, es wurden von beiden Seiten schöne Angriffe ausgeführt.

So endete der letzte Versuch Carl Alberts, seine verlorenen Stellungen am Mincio wieder zu gewinnen.

Der Angriff auf Volta wurde mit viel zu schwachen Kräften unternommen, diese mußten unterliegen, wenn das ganze Armee-Corps ins Feuer kam, abgerechnet, daß zwei andere Armee-Corps bereit waren, Volta in Flanke und Rücken zu nehmen. Erst das mörderische Gefecht von Volta vollendete die Entmuthigung der piemontesischen Armee, deren Rückzug in Flucht ausartete.

Erst zwischen 2 und 3 Uhr Früh traf der Officier mit der Meldung des Gefechtes von Volta beim Marschall ein; er war in den Brücken- und Reserve-Artillerietrain gerathen, dadurch die Verspätung. Es kann nicht strenge genug darauf gehalten werden

daß stets eine Straßenhälfte frei bleibe. Der Marschall sandte nun sogleich einen Officier an das erste und Reservecorps mit dem Befehl, unverzüglich nach Volta aufzubrechen. Er stieg mit grauendem Morgen zu Pferd und begab sich nach Valeggio, wo er aber schon die Nachricht erhielt, daß der Feind im vollen Rückzuge begriffen sei; denn während noch der Feind mit unserer nachfolgenden Cavallerie kämpfte, waren die Têten der beiden Corps, die des ersten auf den Höhen von Cavriana, jene des Reservecorps vor Volta erschienen.

Wir hatten anfangs keinen gehörigen Begriff von dem Zustande der piemontesischen Armee. Erst als wir die Straße von Goito erreichten, wurde die Demoralisation der feindlichen Armee sichtbar. Die Colonnenwege waren durch tausende von Tornistern, Epauletten, Czakos und Rüstungsstücke aller Art bezeichnet. Die Symptome der Auflösung konnten Niemand entgehen. Eine fortgesetzte Verfolgung mußte diese beschleunigen.

Es war oft aufgefallen, daß wir keine Fahnen bei unseren Feinden bemerkten. Plötzlich wurde auf dem Rückzuge ein Wagen weggenommen, auf welchem sich viele Fahnen befanden. Ein Beweis, daß die Fahnen, um sie vor Verlust zu schützen, zurückgesendet wurden.

Es muß Jeden befremden, daß 12.000 Mann bei Legnago und die starke Garnison in Mantua unthätig blieben, doch darf man nicht vergessen, daß die Umgehung des feindlichen Heeres über Mantua beabsichtigt war, und der Angriff der Höhen erst beschlossen wurde, als man bemerkte, daß sich die feindlichen Truppen auf den Höhen vermindert hatten und gleichzeitig Meldungen von feindlichen Truppenbewegungen bei Mantua eintrafen. Damals war keine Zeit, die 12.000 Mann von Legnago abzuwarten. Immerhin hätte am 22. doch ein Versuch gemacht werden sollen, die 12.000 Mann heranzuziehen.

Der Rückzug der Piemontesen wurde bis Cremona ohne Aufenthalt fortgesetzt, ein Versuch, dort eine Aufstellung zu nehmen, wurde beim Eintreffen unserer Avantgarde aufgegeben. Die Muthlosigkeit in der piemontesischen Armee erreichte nun den höchsten Gipfel; es zeigte sich eine entschiedene Abneigung gegen jeden ferneren Widerstand.

Das Landvolk empfing uns im Gegensatze zu den Städtern mit Treuherzigkeit, es zog uns mit grünen Reisern geschmückt

entgegen und zeigte nicht die leiseste Befangenheit oder Besorgniß. In allen Dörfern war Wasser in Kübeln zum Trinken der Mannschaft vorbereitet.

Bei dem Zustande der piemontesischen Armee konnte nur ein Waffenstillstand dieselbe vor dem gänzlichen Untergange retten, dieser kam auf sechs Wochen mit achttägiger Kündigung zustande und setzte uns wieder in den Besitz der Lombardei, auch von Parma, Modena und Venedig.

Belagerung von Peschiera.

Nach der Schlacht von Volta wurden Oberlieutenant Steinitzer und ich nach Peschiera commandirt, welches mit 31. Juli von unseren Truppen enge cernirt wurde.

Die Belagerungsarbeiten leitete am linken Mincioufer Hauptmann Bujanovich des Geniecorps, am rechten der Genie-Hauptmann Rado, welche unter dem Armee-Geniedirector Täuber standen, dem Major Pesozzi zugetheilt war. Die Belagerungsbatterien commandirte Artilleriemajor Trösch, außer diesem war der Feldartilleriedirector Baron Stwrtnik aus dem Armee-Hauptquartier auch gekommen.

Als wir ankamen, quartirten wir uns in einem leerstehenden zweistöckigen Hause, welches eine gedeckte Lage gegen die Festung hatte, ein, der Diener des Oberlieutenants Steinitzer war ein famoser Koch und besorgte die Küche.

Mir wurde eine Angriffsbatterie am rechten Mincioufer angewiesen. Der erste Tag verging mit Recognoscirungen, am zweiten erhielt ich erst Werkzeuge und ein Infanteriebataillon als Arbeiter traf noch Nachmittag des zweiten Tages ein (mit gelben Aufschlägen), ich glaube damals Piret.

Bei Angriffsbatterien wird blos in der Nacht gearbeitet, um weniger durch das feindliche Feuer belästigt zu werden, man trachtet Alles bei Tag zu vermeiden, was den Feind auf die zu erbauende Batterie aufmerksam machen könnte. Mein Arbeitsbataillon, Deutsche, war stets heiterer Laune, ich lachte oft, wie bei einer guten Posse; wenn Nachts die Beschießung lebhafter wurde, dann ging die Hetz erst recht an, Witz auf Witz folgten sich, man mußte sich die Seiten vor Lachen halten. Ich kannte bald jene Geschütze, welche nach meiner Batterie schoßen, ich gab von der Brustwehr aus Acht, sobald ich eines der betreffenden Geschütze

blitzen sah, rief ich: „Nieder!“ Alles lag, dann: „Auf!“ worauf wieder weitergearbeitet wurde. Die Arbeit schritt rasch vorwärts.

Nach ein paar Tagen kam Oberst Täuber sammt Pferden und erkundigte sich bei mir wegen der Verpflegung. „Was die unschuldigen Pferde betrifft“, so sagte ich, „es sei genug Platz in unserem Stall, deren Verpflegung wird besorgt werden.“ „Wo essen Sie?“ fragte er mich. „Herr Oberst an Alles gewöhnt man sich, ich habe ihre Lehre beherzigt und denke gar nicht mehr ans Essen!“ Mir gelang es im Einverständnisse mit meinen Kameraden, ihn einen ganzen Tag hungern zu lassen, länger ging es leider nicht. Einquartirt haben wir ihn und Major Pesozzi in den ersten Stock des zweistöckigen Hauses, welches wir bewohnten.

Am nächsten Tag seiner Ankunft visitirte er mit dem Artilleriemajor Trösch die Batterien am linken, am folgenden Tage jene am rechten Mincioufer. Ich war müde und führte ihn zu Pferde. So oft wir ungedeckt waren, wurde auf uns geschossen, ich zu Pferd verlor selbstverständlich öfter die Deckung.

Nachdem einigemale auf uns geschossen worden war, sagte Oberst Täuber höchst zornig: „Sie mit Ihrer burschikosen Manier, steigen Sie doch ab, gehen Sie auch wie wir zu Fuß!“

Wir Jugend hielten den Obersten und Major Pesozzi nicht für Vorbilder persönlichen Muthes und trugen in den zweiten Stock unseres Hauses große Steine, Kanonenvollkugeln und leere Granaten. Bei Nacht, nachdem die Beschießung schon begonnen hatte, und wir keine Nachtarbeit als Genieofficiere mehr hatten, stieg einer von uns auf den Tisch und ließ diese Gegenstände auf den Boden fallen. Die anderen beobachteten an den Fenstern, wie der Oberst und Major erschreckt im Hemde auf den Balkon liefen, um zu sehen, was es gäbe.

Eine der letzten Nächte vor Beendigung meiner Batterie legte ich meinen Mantelkragen auf die Brustwehr und schlief zeitweise auf demselben. Kaum hatte ich auf kurze Zeit diesen Platz verlassen, so riß eine Kanonenkugel meinen Mantelkragen in Fetzen und wühlte die Brustwehr auf. Dieses zufällige Entfernen war mein Glück! Die Leute bezeugten ihre Freude über diesen glücklichen Zufall dadurch, daß sie mich jubelnd um die Batterie herumtrugen.

Am 9. Früh waren die Batterien fertig und mit Geschützen armirt, um 3 Uhr Nachmittags kam der Commandant des

dritten Corps, Baron Haynau, aus Verona und ließ durch den Parlamentär, Ingenieurhauptmann Bujanovich, die Festung zur Uebergabe vergebens auffordern. Um $6\frac{1}{2}$ Uhr Abends ließ Baron Haynau aus 52 Geschützen das Feuer eröffnen, und am folgenden Tage 5 Uhr Früh das Bombardement aus sämmtlichen Belagerungs batterien fortsetzen.

Sobald Feldmarschall-Lieutenant Baron Haynau vom Abschluß des sechswöchentlichen Waffenstillstandes vom 9. August Kenntniß erhielt, wurden die Feindseligkeiten eingestellt.

Steinitzer und ich wurden mit Anderen im Armeebefehl belobt. Seite 114 des III. Abschnittes der officiellen Geschichte.

Garnison Mailand.

Nach der Aufhebung der Belagerung von Peschiera wurden Oberlieutenant Steinitzer und ich nach Mailand zur Genie-Direction transferirt, dort trafen wir Oberlieutenant Baron Vlasits, unseren Akademiekameraden. Er war die ganzen sechs Jahre stets der Erste und besaß eine merkwürdige Autorität über seine Kameraden; er war dem Generalstab zugetheilt, ich glaube im Corps-Hauptquartier des Feldmarschall-Lieutenants Baron d'Aspre.

Steinitzer und ich wohnten in einem Palazzo in der Nähe des bekannten Kaffeehauses Cova, in welchem vor Ausbruch der Revolution das Revolutions-Comité residirte. Der ganze Adel war geflohen, alle Paläste standen unbewohnt und wurden zur Unterbringung von Officieren benützt. In dem unseren wohnten wir drei Ingenieurofficiere, jeder benützte ein großes schönes Zimmer, dann zusammen einen großen Saal als Speisesaal, denn bei uns menagirten alle Mailänder Ingenieurofficiere, der Diener des Oberlieutenants Steinitzer war der Koch. Die Mahlzeiten boten stets geistigen Genuß. Hauptmann Rado und Oberlieutenant Steinitzer würzten durch ihren Geist und Witz die Conversation. Im Palaste war alles elegant, sogar prunkvoll, doch wegen der Fußböden aus Terazzo und dem bloßen Kaminfeuer fror man den ganzen Winter. Die Fußteppiche waren in Magazinen, Oefen gab es nicht und zum Heizen wurde bloß dünnes Astholz verwendet, welches, wenn es naß war, einen unausstehlichen Rauch erzeugte.

Im Palaste war eine Witwe, Schwester der geflohenen Besitzerin, eine recht hübsche Frau, von ungefähr 30 Jahren zurückgeblieben. Diese machte sich unsichtbar, wohnte auf einem

entgegengesetzten Flügel des Palastes. Einmal hatte ich wegen Unterbringung eines vierten Officiers mit ihr zu verhandeln, lernte sie kennen und erreichte, daß sie mich später im Geheimen empfieng. Die Angst vor dem Terrorismus der Exaltados war unbeschreiblich, jede Frau, von der es bekannt geworden wäre, daß sie einen Oesterreicher bei sich empfing, wäre erdolcht worden. Bei dieser Gelegenheit sah ich, wie sich die Damen in den kalten Räumen erwärmen. Eine Kohlenpfanne stand auf dem Tische für die Hände, eine zweite Kohlenpfanne war bei den Füßen.

Da alle Wohlhabenden geflohen sind, waren alle Logen im Theater frei und täglich zu vermiethen. Für eine geräumige Parterre-Loge, nahe der Bühne, zahlten wir, Blasits, Steinitzer und ich 3 Lire; jede Loge hatte rückwärts einen Salon. Im Winter 1848 und 1849 gab man in der Scala drei oder vier Opern, darunter „Ernani" und nach dem zweiten Acte der Oper das Ballet „Faust", eines der schönsten Ballete, die ich jemals sah, obgleich man damals weder die Farben noch die Lichteffecte von heute kannte. In Italien wurden während der Oper gesprochen und gegessen, nur bei den schönen Arien war Alles still und lauschte dem Gesange. Da das Theater erst sehr spät endete, wurden die zwei ersten Acte der Oper einmal vor, ein anderesmal nach dem Ballet gegeben. Im Ballet war die erste Tänzerin, die Citeria, nach der Fanny Elsler die graziöseste Erscheinung, die mir je vorkam. Wenn sie auf der Bühne war, entzückte sie Alle, Jung und Alt.

In Mailand war eine vom Staat subventionirte Balletschule, als solche unterstand sie dem Marschall, der stets mit seinem Stabe zu den Prüfungen kam.

Nach dem Theater ging Alles zu Cova, wo hoch Hazard gespielt wurde, es war keine Seltenheit, daß 6—7000 Gulden in Gold vor dem Banquier lagen. Mit Ausnahme der höheren Officiere des Armee-Hauptquartiers ging Alles dahin. Ich erinnere mich auf einen Hauptmann Czech der Wiener Freiwilligen, den ich oft als Banquier sah, der damals besonders glücklich spielte, sowie auf Ingenieur-Hauptmann Kleinkauf, der in einer Nacht über 20.000 Gulden vor meinen Augen gewonnen hatte; er war in Mantua in Garnison, hatte dort Pech, kam nach Mailand auf Gastrollen, wo Fortuna ihn wieder begünstigte.

Von Zeit zu Zeit wurde man vom Marschall zum Diner geladen, er war auch gegen die jüngsten Officiere von größter

Freundlichkeit, er suchte stets an jeden einige freundliche Worte zu richten.

Im Laufe des Winters verwendete ich mich, zum Generalstab übersetzt zu werden, wozu mir Hoffnung gemacht wurde.

Der Terrorismus schreckte selbst die Freudenmädchen ab, es soll deren nur vier besserer Gattung gegeben haben, welche österreichische Officiere empfingen, unter diesen war die beliebteste eine Angelica; sie hatte solchen Zuspruch, daß man im ersten Zimmer mit Nummern so wartete, wie die Patienten bei einem berühmten Arzt, z. B. bei Dr. Neußer.

Die Wiener Freiwilligen waren in Mailand und bezogen auch die Hauptwache. Einmal, als sie auf der Hauptwache waren, visitirte Nachts der General vom Tag. „Halt! wer da!?" „General vom Tage!" „No Se, warum kommens denn bei der Nacht, wenns General von Tag haßen?"

Der Corso war leer und verödet, welche prächtige Equipagen sieht man in gewöhnlichen Zeiten dort, ebenso schöne, wie im Bois de Boulogne in Paris, wenn auch nicht so viele.

Im Februar machten Vlasits, Steinitzer und ich bei herrlichem Wetter einen Ausflug in einem offenen Miethwagen in die Brianza und an die Seen, ein anziehendes freundliches Hügelland mit der Aussicht auf die schneebedeckten Alpen. Schade, daß der Blätterschmuck den Bäumen fehlte. Unter der Landbevölkerung fanden wir keine revolutionären Gesinnungen und nicht Haß gegen die Oesterreicher, wie er in Mailand herrschte.

Mailand machte den Eindruck einer reichen Stadt, mit allgemeiner Wohlhabenheit, Stadttheile, wo Armuth und Elend herrscht, fielen mir nicht auf.

Vlasits war damals in Monza im kaiserlichen Schlosse einquartirt, herrliche, große, hohe Säle mit Kaminen, keine Oefen; ich erinnere mich an eine Whistpartie, der Tisch stand am Kamin, derjenige, der diesem mit dem Rücken an nächsten saß, briet sich den Rücken, die Hände wurden aber so steif, daß man schwer die Karten halten konnte.

Während meines Mailänder Aufenthaltes war meine Correspondenz mit Prag in floribus. Sie schrieb so geistreich und liebevoll dabei, der bloße Anblick ihrer Schriftzüge war mein Entzücken.

Der sechswöchentliche Waffenstillstand lief ab, ohne daß er Krieg oder Frieden gebracht hätte, es folgte sonach eine stillschweigende Verlängerung mit beiderseitigem Einverständniß auf unbestimmte Zeit.

Die ganze politische Administration des Landes war vernichtet. Der größte Theil der Beamten war zur Revolution übergegangen oder mit ihr geflohen, der andere Theil hatte sich so schwach und energielos benommen, daß er jedes Vertrauen verwirkt hatte. Es fehlten daher dem Marschall die nöthigen Organe, um wieder eine neue Verwaltung zu schaffen. Der Marschall mußte Manchem einen hohen Posten anvertrauen, den er unter anderen Umständen nicht angestellt haben würde. Als eine mit Gewalt der Waffen wieder unterworfene Provinz stand das Land wie natürlich unter dem Kriegsgesetz, allein der Marschall ließ dasselbe so mild wie möglich ausüben. Durch die Auflösung so vieler Bataillone, aus denen sich Räuberbanden gebildet haben, wurden Land und Straßen unsicher. Gegen diese Banden vorzüglich war das Kriegsgesetz gerichtet. Wäre der Marschall nicht mit Energie und Strenge gegen dieses Unwesen aufgetreten, so wäre die bürgerliche Gesellschaft in den Zustand des Faustrechts geworfen worden.

Der Marschall erließ einen Generalpardan, den er mehrmals verlängerte, um den von ihren Fahnen entwichenen Soldaten Gelegenheit zur straflosen Rückkehr zu geben. Mit Ermächtigung des Kaisers ertheilte er mit wenigen Ausnahmen eine allgemeine Amnestie für alle Ausgewanderten; jedoch nur sehr Wenige machten Gebrauch davon. Hunderte von Falschwerbern wurden vom Canton Ticino und von Piemont aus in die Lombardei gesandt, um die Soldaten zur Entweichung zu verleiten. Gegen diese Pest mußte der Marschall strenge Maßregeln ergreifen; mancher dieser Emissäre büßte mit dem Leben.

Der Verlust, den das Heer vom 23. Juli an bis zur Einnahme Mailands erlitten hatte, betrug gegen 6000 Mann; hiezu kam eine große Menge von Kranken. Mitte August, wo der Krankenstand der Armee am höchsten war, mag er wohl gegen 24.000 Mann betragen haben. Der Marschall hatte die Beruhigung zu sehen, daß mit dem Eintritt kühlerer Jahreszeit die beiden herrschenden Krankheiten, Fieber und Diarrhöen, abnahmen. Es spricht für die große Ordnung, die in den Spitälern herrschte, daß sich kein Symptom des fürchterlichen Spitalbrandes zeigte.

Keiner der piemontesischen Generale hatte ein solches Vertrauen im Heere, daß man ihm den Oberbefehl über die Armee hätte anvertrauen können. Der einzige, der in dem letzten Feldzug eine tüchtige Rolle gespielt hatte, war Bava, allein dieser hatte sich durch eine Broschüre, wodurch er den König und die Armee compromittirte, unmöglich gemacht. Der König selbst war sehr tapfer, aber er hatte durchaus kein Feldherrntalent und nicht das geringste Selbstvertrauen.

Carl Albert führte zwar den Oberbefehl selbst, aber sehr häufig übertrug er an einem Schlachttage irgend einem seiner Generale das Commando, und verhielt sich dann für seine Person passiv. Dies hatte die nachtheiligsten Folgen, denn die Einflüsse des königlichen Hauptquartiers machten sich dennoch geltend, und dem commandirenden General blieb die nicht zu beneidende Aufgabe, die Verantwortung von Maßregeln übernehmen zu müssen, die nicht die seinigen waren.

Der König trug den Oberbefehl über sein Heer mehreren fremden Generalen an, die aber sämmtlich ablehnten. Endlich fiel die Wahl auf Chrzanowski, der in dem Rufe eines guten Organisators, tüchtigen Generalstabsofficiers und tapferen Soldaten stand. Der König behielt den Oberbefehl und Chrzanowski übernahm die Rolle eines Ablatus des Königs, d. h. er befahl im Namen desselben.

Unbegreiflicherweise wollten die Bürger den Krieg, sie, die die Lasten desselben tragen mußten, ob Sieger oder besiegt. Die Kriegspartei war die herrschende, die hier, wie in der Lombardei, nicht aus dem Landvolke, sondern aus den Städtebewohnern bestand, und durch die in Turin versammelten Kammern angeeifert wurde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der König das Haupt der Kriegspartei war. Carl Albert hatte seine Freiheit des Handelns verloren, er hatte sich zu tief in die Revolution eingelassen. Nur als Sieger hätte er den Kampf mit der Revolution aufnehmen können. Was den König am meisten zum Kriege trieb, waren die Tausende von Ausgewanderten, die nur von dem Krieg die Rückkehr in ihr Vaterland und den Wiederbesitz ihres Vermögens erhofften. Diese Leute übten durch Familienverbindungen und ihr Geld Einfluß auf den Hof und auf die Kammern aus. Der König selbst hatte eine lombardische Consulta um sich, die Weisungen und organische Verfügungen erließ.

Man setzte die Aushebungen von Recruten in Piemont ununterbrochen fort. Die Armee vermehrte sich, aber ihr Geist war nicht besser geworden.

Der Marschall beobachtete das Getriebe in Piemont. Er sah die Kräfte seines Gegners täglich wachsen und konnte mit Sicherheit darauf rechnen, im Frühjahr angegriffen zu werden.

Die Armee hatte sich erholt, der größte Theil der zahlreichen Kranken hatte die Reihen der Regimenter vollzählig gemacht. Zahlreiche Verstärkungen waren aus dem Innern eingetroffen und der vortrefflichste Geist beseelte das Heer. Die Soldaten sehnten sich nach dem Ende des Waffenstillstandes Die Armee war dergestalt dislocirt, daß sie binnen acht Tagen auf jedem Punkte der Grenze concentrirt sein konnte. Mit Ruhe konnte der Marschall in der Zukunft auf neue glänzende Erfolge hoffen.

Immer mehr häuften sich die Symptome einer neuen Schilderhebung. Man beschäftigte sich mit neuen Rüstungen, und das republikanische Rom und Toscana sollten abermals eine Armee von 30.000 Mann nach Oberitalien senden. In Ferrara plünderte das Volk die Wohnung des österreichischen Consularagenten, überfiel drei aus dem Spitale zurückkehrende kaiserliche Soldaten und mißhandelte sie tödtlich. Feldmarschall-Lieutenant Baron Haynau, commandirender General in Venetien, züchtigte dafür Ferrara.

Der Winter verstrich mit Rüstungen auf beiden Seiten.

Wir schätzten die piemontesische Armee auf circa 90.000 Mann, mit 152 Geschützen und 5000 Pferden.

Unsere Armee dürfte nach Abschlag aller Detachirungen 60 bis 70.000 Mann mit circa 180—190 Geschützen betragen haben, nummerisch keinenfalls überlegen, aber desto mehr moralisch, sie war voll vom Siegeszuversicht und bestand aus alten, abgehärteten und kriegserfahrenen Soldaten.

Kündigung des Waffenstillstandes.

Der 16. März 1849 war ein Tag, den Niemand vergißt, der denselben in Mailand erlebt hat. Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags fuhr ein piemontesischer Stabsofficier als Courier in den Hof der Villa des Marschalls und überbrachte die Kündigung des Waffenstillstandes. Als er sich entfernte, trat der Marschall mit den Worten in sein Vorzimmer: „Meine Herren, man hat uns den Waffenstillstand gekündigt." Vor Freude umarmten sich die

Ordonanz-Officiere und einer derselben sprengte auf den Exercierplatz und verbreitete diese freudige Botschaft.

Nicht endenwollender maßloser Jubel!

Alles nahm Feldzeichen.

Ohne Befehl, aus eigener Initiative, zogen Abends alle Musikbanden, von Tausenden von Soldaten gefolgt, vor die Wohnung des Marschalls. Die Luft erzitterte von dem tausendstimmigen Vivat. Die Villa hatte einen Garten, dieser war gesteckt voll, man konnte sich nicht rühren. Mit Thränen im Auge kam der greise Marschall mitten unter seine Krieger, die ihn umringten.

Zu den jungen Officieren sagte er: „Gebt jetzt Acht auf Euere Gesundheit!"

Die Musikbanden, gefolgt von Tausenden jubelnder Soldaten, durchzogen dann die Straßen Mailands: wenn die Musikanten ausruhten, so erschallten Lieder aus tausend Kehlen, lange nach Mitternacht wurde es erst still. Diese Nacht, glaube ich, hat Niemand der Garnison geschlafen. Man muß es selbst erlebt haben, sonst ist es unmöglich, sich einen Begriff von dem Enthusiasmus der Mailander Garnison zu machen.

Feldzug 1849.

Marsch nach Piemont.

Das piemontesische Heer war diesmal nicht wie im vorigen Feldzuge in Armeecorps, sondern nur in Divisionen und zwei selbstständige Brigaden getheilt. Diese Divisionen befehligten die General-Lieutenants Herzoge von Savoyen und von Genua, Bés, Perron, La Marmora, Durando und der berüchtigte Ramorino. Die beiden selbstständigen Brigaden standen die eine unter dem Befehl des Generals Solaroli, die andere unter dem Obersten Belvedere.

Das österreichische Heer hatte seine alte Organisation behalten. Das erste Armeecorps befehligte der General der Cavallerie Graf Wratislaw, das zweite der Feldzeugmeister Baron D'Aspre, das dritte Feldmarschall-Lieutenant Baron Appel, das vierte Feldmarschall-Lieutenant Graf Thurn, das Reservecorps stand unter den Befehlen des Feldmarschall-Lieutenants von Wocher.

Die Piemontesen glaubten, wir werden uns hinter der Adda schlagen. Nach den Stellungen der Piemontesen mußte man glauben, daß sie über die Brücke von Buffalora gegen Mailand vordringen würden.

Tags nach Kündigung des Waffenstillstandes ging ich zum Feldmarschall-Lieutenant Baron Heß, meine schon früher gemachte Bitte um Eintheilung zum Generalstabe zu wiederholen, ich erhielt zu meiner großen Freude eine genehmigende Zusage. Erst Tags vor dem Abmarsche, Nachmittags, erhielt ich den Befehl, zur Brigade Straßoldo der Avantgarde-Brigade des ersten Corps einzurücken. Oberst Täuber expedirte den Befehl nämlich so langsam, daß ich mich erst Abends beim Brigadier melden konnte.

Uungefähr 11 Uhr Nachts kam der Corpsbefehl zum Abmarsche nach dem Abkochen, welches um 3 Uhr Früh geschehen sollte. Der Marschall ließ gewöhnlich zeitlich Früh abkochen, was das Gute hatte, daß der Soldat mit vollem und nicht mit leerem Magen ins Gefecht ging. Bei der ersten Befehlsausgabe war ich, der nie bei der Truppe war, wohl befangen, es lief aber Alles ohne Anfragen und ohne Confusionen ab, nur ritt ich um 3 Uhr Früh ins Lager, um zu erfahren, ob Alles in Ordnung gehe. Ein altes Sprichwort besagt, was man nicht im Kopfe hat, müsse man in den Füßen haben.

Der Marschall erließ einen kurzen Tagesbefehl, welcher zu den Herzen der Soldaten sprach und ein sehr energisches, wunderbar stylisirtes Manifest, leider konnte ich es mir nicht verschaffen.

Mit Spionen war das Hauptquartier nicht gut bedient, doch die Hauptsache wußte der Marschall, die Stärke des Gegners und dessen Absicht, über Mailand die Offensive zu ergreifen.

Es handelte sich, den Gegner zu täuschen, ihn glauben zu machen, daß wir uns hinter die Adda zurückziehen, dann rasch über den Ticino zu gehen, um unsere Armee in dessen rechte Flanke zu bringen, bevor er noch seine Offensivbewegung ausführen konnte.

Der Operationsplan wurde in das strengste Geheimniß gehüllt, selbst die Corpscommandanten glaubten, daß wir hinter die Adda gehen.

Das schreibende Hauptquartier wurde nach Crema verlegt, am Ticino blieben nur die Avantgarde als Vorposten, alle andern Truppen marschirten in der Richtung gegen Lodi.

Alles murrte, Alles schimpfte, warum zurück, warum bei dem Thatendurste der Armee nicht offensiv vorgehen?

Am 18. verließ der Marschall reitend Mailand in der Richtung gegen Lodi, doch statt nach Lodi, wendete er sich später rechts nach St. Angelo, wo er Nachmittag mit seinem Hauptquartier eingetroffen ist.

Den 19. übernachtete der Marschall in Torre-Bianca und erschien am 20. Früh zur Ueberraschung Aller in Pavia.

Am 20. Früh war die Marschrichtung schon zweifellos gegen Pavia. Die Cavallerie-Patrouillen hatten schon Fühlung mit den Nachbar-Colonnen. Vor Pavia ist ein freier Halbkreis, in den mehrere Alleen einmünden, beinahe gleichzeitig, wie auf einem Theater, erschienen die Spitzen der Colonnen aus den Alleen, ein unbeschreiblicher Jubel bei sämmtlichen Colonnen, man umarmte, man küßte sich, ich erinnere mich noch lebhaft, daß mir vor Freude Thränen in die Augen traten.

Als unser Corps in Pavia beim Wirthshause „zur Lombardei", wo der Marschall auf dem Balkon stand, defilirte, stieg der Enthusiasmus aufs Höchste, ein Jubel, der sich unmöglich beschreiben läßt, der aus tiefster Seele kam, der unmöglich zu dämpfen gewesen wäre. Der Marschall winkte mit der Hand grüßend und wiederholte die Worte: „Der Gimpel ist uns schon aufgesessen." An den Brücken über den Ticino standen die Truppen in gedrängten Massen den Schlag der zwölften Stunde erwartend, mit welchem der Waffenstillstand abgelaufen war. Wie ein elektrischer Funke wirkte dieses Schlagen von der Thurmuhr auf das zusammengedrängte Heer. „Vorwärts nach Turin!" ertönte es aus jedem Munde und der Uebergang begann.

Das 1. Corps, unser äußerster rechter Flügel nahm seine Richtung gegen Zerbolo, wo ein Bataillon des lombardischen Regimentes die Flucht gegen Mortara ergriffen hat. Wohlgemuth sollte am 21. bei Vereguado über den Ticino gehen und sich mit dem I. Corps wieder vereinigen, dessen Artillerie und Cavallerie aber sollte über die Brücke bei Pavia passiren. Der Marschall hatte die feindliche Linie getheilt, den aus den Divisionen Marmora, Ramorino und der Brigade Belvedere bestehenden linken Flügel von dem Mittelpunkt getrennt; er stand in der rechten Flanke der feindlichen Hauptmacht, und jetzt schon war vorauszusehen, daß es in zwei Tagen bei Novara zu einer entscheidenden Schlacht kommen müsse.

Während das ganze österreichische Heer schon die feindliche Linie durchbrochen hatte und mithin in ihrer rechten Flanke stand, glaubte Chrzanowsky noch immer den Marschall auf der Flucht nach der Adda; auf diese Voraussetzung waren seine Dispositionen gegründet.

Am 20. Früh befanden sich die fünf Divisionen, an deren Spitze der König in die Lombardei eindringen sollte, in ihren Aufstellungen zum Uebergang über den Ticino bereit.

Der Herzog von Genua stand mit seiner Division an der Brücke wartend. In der Richtung von Pavia herrschte die tiefste Stille. Von der Sammlung der Streitkräfte des Marschalls am unteren Ticino hatte man nicht die leiseste Kenntniß.

Um 1 Uhr unternahm der Feind eine große Recognoscirung. Der Herzog von Genua ging über die Brücke. Der König wollte der Erste sein, der diese überschritt, und mit entblößtem Haupte, ging Carl Albert zu Fuß an der Spitze einer Compagnie Bersaglieri über die Brücke. Man stieß auf keinen Feind.

Die Bewohner Magentas verweigerten den Piemontesen die Lebensmittel. Dieser Empfang soll den König sehr unangenehm überrascht haben. Er wollte nicht weiter vorrücken, bis er nicht Sicherheit habe, daß der Feind nicht auf irgend einem anderen Punkt in Piemont eingedrungen sei. Der Herzog von Genua blieb daher bei Magenta stehen. Der König und Chrzanowsky mit dem ganzen Hauptquartier kehrten wieder nach Trecate zurück.

Chrzanowsky legte sich in Trecate gegen 8 Uhr Abends ruhig zu Bett.

Gegen 9 Uhr traf erst ein Adjutant des Generals Bés ein, der den erfolgten Uebergang Radetzky's bei Pavia, und die Abwesenheit Ramorino's und sein Verweilen auf dem rechten Pousfer meldete.

Diese unerwartete Nachricht zerstörte alle Angriffspläne des feindlichen Feldherrn; gleich einem Nebel war die Täuschung von der Flucht Radetzky's zerstoben. Der Herzog von Genua wurde eiligst zurückberufen und General Bés mit der Weisung nach Vigevano gesendet, seine Avantgarde gegen S. Siro vorzusenden. Duranda sollte sich vor Mortara aufstellen.

Beide Generäle trafen den 21. Früh in ihren Stellungen ein, der Herzog von Savoyen vereinigte sich aber erst Nachmittags mit Durando.

Bés hatte eine Stellung bei Sforzesco genommen.

Die Brigade Savoyen von der Division Perrone traf mit dem König und Chrzanowsky gegen Mittag bei Vigevano ein, die 2. Brigade dieser Division aber mit dem Herzog von Genua erst Abends gegen 5 Uhr. Daher war bei Vigevano die Division Bés und Perrone vereint.

Der Marschall beschloß, die Armee bei Mortara zu vereinigen, er ließ den 21. zeitlich Früh abkochen und dann den Marsch fortsetzen. Das erste Armeecorps erhielt Befehl, von Zerboli über Gambalo gegen Mortara vorzurücken und rechts von dieser Stadt Stellung zu nehmen; zugleich wurde es beauftragt, ein aus 2 Bataillons, einer halben Raketenbatterie und zwei Schwadronen bestehendes Detachement unter dem Befehl des Oberstlieutenant Schantz von Radetzky-Husaren, dem ich als Generalstabsofficier zugetheilt wurde, gegen Vigevano zu entsenden. Er sollte Vigevano besetzen, falls er diese Stadt nicht vom Feinde besetzt fände, und so die rechte Flanke des marschirenden Corps decken. Das zweite Armeecorps wurde angewiesen, wenn es Mortara nicht vom Feinde besetzt fände, über diesen Ort hinauszurücken, während das dritte Armeecorps die Stadt selbst zu besetzen hätte. Das vierte Corps ward beauftragt, von la Cava über Dorno und San Giorgio gegen Mortara zu marschiren und links von dieser Stadt Stellung zu nehmen. Das Reservecorps sollte, über Garlasco und Trumello marschirend, sich hinter Mortara aufstellen.

So marschirend hörte man circa um 2 Uhr Kanonendonner in der rechten Flanke, was bewies, daß das I. Corps auf den Feind gestoßen sei, jedoch das Geschützfeuer war schwach, daher blieb Alles in dem disponirten Weitermarsche.

Bevor ich vom Streifcommando erzähle, will ich nur in aller Kürze erwähnen, daß das II. Corps Abends mit Erzherzog Albrecht an der Spitze vor Mortara erst gegen Abend ankam, um welche Zeit die piemontesischen Generäle keinen Angriff mehr erwarteten. Da kannten sie aber Feldmarschall-Lieutenant d'Aspre nicht; dieser ließ angreifen und es entwickelte sich ein mörderischer Kampf, dessen Schwankungen wegen undurchdringlichen Staub kaum beobachtet werden konnten.

Die Schlacht von Mortara ist die glänzendste des ganzen Krieges. Der Entschluß d'Aspre's, die Schlacht noch bei einbrechender Nacht zu liefern, um die Wirkungen der Ueberraschung nicht zu

verlieren, die kluge Anordnung seiner Schlachtordnung, der richtig gewählte Angriffspunkt, wodurch die beträchtliche Uebermacht seiner Gegner gelähmt wurde, sichern d'Aspre einen der hervorragendsten Plätze unter den österreichischen Corps-Commandanten. Er war aber auch von der unvergleichlichen Tapferkeit seiner Truppen und dem Eifer und Umsicht seiner Untercommandanten auf das Beste unterstützt. Der Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Albrecht führte seine Truppen mit unerschütterlicher Ruhe und Tapferkeit zum Sturme, überall der Erste, wo Gefahr drohte oder seine Gegenwart den Muth seiner Truppen beleben konnte. Den Ausschlag des Sieges gab ohne Zweifel Oberst Benedek von Gyulai. Er sprengte das Centrum, und von dieser Stunde an war der Sieg entschieden, wären unsere Gegner auch noch stärker gewesen.

Letztere Episode ist zu interessant, um sie hier nicht noch zu erzählen, bevor ich auf meine Erlebnisse übergehe.

Benedek an der Spitze eines Bataillons seines Regimentes, seine beiden Flanken durch Jägercompagnien gedeckt, griff Mortara mit Ungestüm an, drang in die Hauptstraße und trieb den Feind vor sich her, bis er den entgegengesetzten, nach Vercelli führenden Ausgang erreichte; hier verbarrikadirte er sich. Plötzlich ertönte in seinem Rücken feindlicher Trompetenschall und er sieht sich von seiner Brigade abgeschnitten und im Rücken genommen; er läßt seine Soldaten kehrt machen, geht dem Feinde entschlossen entgegen, und unter dem Kugelregen von beiden Seiten, von vorne und von rückwärts, fordert er ihn zur Niederlegung der Waffen auf; die List gelingt, der Feind, der sich von allen Seiten eingeschlossen glaubt und in der finstern Nacht weder seine, noch seines Gegners Lage zu beurtheilen vermag, streckt die Waffen. Während dieser Verhandlung war auch das andere Bataillon des Regimentes Gyulai, unter dem tapfern Major Grafen Pötting, in die Stadt gedrungen und hatte den Obersten aus seiner gefährlichen Lage gerettet. Benedek eroberte 6 Kanonen, viele Pulverkarren, eine Menge Bagagen, unter ihnen auch den Marstall und das Gepäck des Herzogs von Savoyen, und nahm 66 Officiere und 2000 Mann gefangen.

Nun zum Streifcommando!

Auf dem Marsche mit dem Eclaireurs reitend stieß ich auf die Spitze der Division Erzherzog Albrecht, es handelte sich unaufgehalten den Marsch fortzusetzen, sonst wäre der Zweck, die rechte Flanke des 1. Armee-Corps zu decken, verloren gegangen.

Wer an der Kreuzung die Schuld trug, die Marschdisposition oder ich, weiß ich nach so langer Zeit nicht.

Zuerst wandte ich mich an Herrn Hauptmann des Generalstabes*), der mit den Eclaireurs ritt, dieser wies mich an Se. kaiserl. Hoheit, welcher vor dem Gros der Avantgarde sich befand, dieser billigte meine vorgebrachten Motive. Husaren und Batterie passirten im Trapp, die beiden Bataillons im Laufschritt, das Hinderniß war behoben. Das Streifcommando bestand aus dem dritten Bataillon Hohenlohe und dem dritten Bataillon Latour, unter dem sehr tapferen, energischen und dispositionsfähigen Oberstlieutenant Landgrafen Fürstenberg, zwei Escadronen Radetzky-Husaren und eine halbe Raketenbatterie.

Gegen 1 Uhr Mittags stießen ein Theil der Brigade Straßoldo, zwei Bataillons Hohenlohe unter Oberst Hawlitschek, bei Borgo S. Siro auf den Feind.

Da dieser Ort von einer feindlichen Brigade besetzt war, so wartete Hawlitschek den Rest der Brigade ab, welcher dem Streifcommando des Oberstlieutenants Schantz folgte.

Nach circa einer halben Stunde kam auch Straßoldo an, und traf die Einleitungen zum Angriff auf S. Siro in Front und seiner linken Flanke; das dritte Bataillon Latour des Streifcommandos, bei welchem ich mich befand, griff die rechte Flanke von S. Siro an.

Während des Sturmes auf den Ort erschienen in unserer rechten Flanke Lanciers, welche sich wegen ungünstigem Terrain nicht schnell bewegen konnten; ich ließ eine Compagnie, in Tirailleurs aufgelöst, schießend den Lanciers entgegenrücken und um dieser Compagnie mehr Vertrauen einzufließen, ritt ich mit ihr gegen die Lanciers, welche durch das lebhafte Infanteriefeuer zur Umkehr und zum Rückzug gezwungen worden sind. Das dritte Bataillon Latour machte bei dieser Gelegenheit zwei Officiere und 50 Soldaten zu Gefangenen. Sämmtliche Truppen ralliirten sich vor dem Orte und rückten, ohne auf den Feind zu stoßen, gegen Gambolo weiter. Der Feind verließ diesen Ort bei Annäherung unserer Avantgarde, bezog jedoch gegen Vigevano wieder eine Stellung.

Oberstlieutenant Schantz rückte mit seinem Streifcommando ungefähr vier Miglien**) von Gambolo gegen Vigevano vor, wo er

*) Pakeny.

**) Italienische Meilen.

auf den Feind stieß, der in einer gut gewählten Stellung stand und den Eindruck machte, weit mehr als eine Brigade stark zu sein, in Wirklichkeit standen dort zwei Divisionen.

Links von der Straße war ein Rideaux, ungefähr so hoch wie ein einstöckiges Haus sammt Dach, mit einer Böschung weniger als 45 Grad. Nun handelte es sich, ob angreifen oder sich defensiv verhalten. Ich wußte, daß in keiner großen Entfernung die Geschützreserve des I. Corps auf sandigen Wegen hinter uns fährt und gegen Mortara abbiegt, daß die Brigade Straßoldo in der Nähe von Gambolo sei, die Nähe der Brigade Wohlgemuth kannte ich nicht, auch scheint Oberstlieutenant Schantz von deren Nähe nichts gewußt zu haben, wenigstens machte er von ihr keine Erwähnung. Es war spät Nachmittags, ich rechnete darauf, daß die Piemontesen bei Eintritt der Dunkelheit das Gefecht abbrechen und daß sie bis Abends die Vorrückung unserer Armee nach Mortara erfahren werden.

Heute würde ich für eine defensive Stellung außer dem feindlichen Geschützfeuer sein, unter gleichzeitiger Aufforderung der Brigade Straßoldo zur Unterstützung mitzuwirken, damals, ohne Erfahrung, schien mir ein rascher, verwegener Angriff das Beste, um den Feind glauben zu machen, wir seien blos die äußerste Avantgarde eines Corps, ich hoffte dadurch den Gegner von einer Offensive abzuhalten und so die Artillerie-Reserve am Besten zu schützen. Auch konnte ich das vollständige Versagen des Bataillons Hohenlohe nicht voraussehen, nachdem doch bei S. Siro zwei andere Bataillons desselben Regimentes unter Oberst Hawlitschek sich sehr gut geschlagen hatten. Oberstlieutenant Schantz ging auf meinen Vorschlag ein.

Latour sollte rechts des Rideaux vorgehen, um auf dessen rechten Flanke zu wirken und Hohenlohe das Rideaux stürmen, sobald Latour in der rechten Flanke Fortschritte gemacht haben würde. Die Raketenbatterie hatte die feindliche Stellung auf dem Rideaux zu beschießen.

Die Division Husaren war Kanonenbedeckung und hatte namentlich unsere rechte Flanke zu beobachten.

Ich ritt zu Oberstlieutenant Landgrafen Fürstenberg, dieser löste vier Compagnien in Tirailleurs auf, um dem Feinde eine möglichst breite Front zu zeigen. Das Bataillon gewann Terrain und ich ritt zum Bataillon Hohenlohe, welches gegen das Rideaux

vorrückte. Ich war schon ganz nahe dieser Colonne, als eine Kanonenkugel so nahe bei dem Kopfe meines Pferdes vorbeiflog, daß es infolge Schreckens stieg, sich überschlug und davonlief.

In diesem Momente kehrte das Bataillon Hohenlohe um, ich lief zu demselben, schrie es energisch an, es kehrte wieder gegen den Feind, ich setzte mich an die Spitze des Bataillons und führte es gegen das Rideaux. Unbegreiflicherweise steckte der Bataillons-Commandant ganz passiv in der Colonne und hatte nichts in Tirailleurs aufgelöst. So nahe dem Feind, in dessen wirksamsten Feuerbereich, konnte keine Formationsveränderung vorgenommen werden, umsoweniger bei dem unsicheren Benehmen des Bataillons.

Ich sah das Räumen des Rideaux durch die feindlichen Plänkler und gerade in dem Augenblicke, als ich den Fuß auf die Böschung setzte, kehrte ein feindlicher Tirailleur zurück, legte sich nieder und legte auf mich an, was ich deutlich sah. Als es knallte, fühlte ich etwas Warmes durch meinen Körper fahren,*) verlor einige Augenblicke das Bewußtsein und fiel zusammen; jedoch in ein Paar Secunden stand ich wieder auf, sah aber den Rücken des weichenden Bataillons, mein Schreien blieb wirkungslos, vielleicht auch ungehört.

Der Kamm des Rideaux war geräumt, das Umkehren des Bataillons unbegreiflich.

In der Folge kam das Streifcommando in eine sehr bedrohliche Lage, einen Moment war die halbe Batterie in Gefahr, genommen zu werden, bis Wohlgemuth als Deus ex Machina mit zwei Bataillons, welche auf einer Ueberfuhr den Ticino übersetzten, eingriff und eine Zwölfpfünder-Batterie aus der Geschützreserve holen ließ, wodurch der feindlichen Verfolgung Einhalt gethan wurde.

Als ich wieder aufgestanden war, ging ich langsam, stark blutend, zurück, kam auf die Straße, unter welcher in der Tiefe ein Wassercanal sich befand, ich ließ mich auf der Böschung zum Wasser hinab, in welches ich mich in der Hoffnung setzte, unbemerkt zu bleiben, bis die Unserigen verstärkt wieder vorrücken.

Nach einiger Zeit hielt eine feindliche Abtheilung ober mir auf der Straße, man bemerkte mich, zwei Soldaten kamen zu mir und nahmen mir Alles bis auf das Hemd und die Gattien.

---

*) Die Kugel ging durch die Brust, sehr nahe am Herzen vorüber und rückwärts, drei Centimeter neben dem Rückgrat heraus.

Ich blieb weiter im Wasser, wieder hielt eine Abtheilung ober mir, die mich bemerkte, mehrere Mann brachten mich auf die Straße, setzten die Bajonetts an meinen Rücken und schrien „avanti cuion Tedesco!“ Ich konnte infolge des Blutverlustes kaum gehen. Nach wenigen Schritten traf ich einen piemontesischen Officier zu Pferde, den ich auf das rohe Benehmen der Leute aufmerksam machte. Er stieg vom Pferde, ließ mich auf dasselbe heben und auf den Verbandplatz bringen. Dort angelangt, sagte der Doctor: „una balla a morte“, worauf er den Geistlichen zu mir sandte, ohne mir einen Nothverband zu geben. Diesem sagte ich: „Sterben werde ich jetzt nicht, gehen Sie zu solchen, welche Ihrer bedürfen“. Ich dachte an Prag, freute mich, die Geliebte wieder zu sehen, und hoffte mit Zuversicht, in sechs Wochen reisen zu können, ich hatte den festen Willen zu leben; ich bin überzeugt, mich selbst hypnotisirt zu haben.

Man brachte mich auf einen Wagen ohne Federn, im Inneren waren der Länge nach zwei Bänke, welche piemontesische Verwundete in Beschlag nahmen, mir blieb das vordere Querbrett, in welches ich mich mit den Kniebügen einhängte und mit den Händen anhielt, eine schmerzhafte Situation, besonders wenn der Wagen in Trapp fuhr. Nach kurzer Zeit hielt der Wagen an und ich wurde ins königliche Hauptquartier gebracht und ausgefragt.

Ich sagte: „es folge uns das I. und II. Armeecorps.“

In Vigevano kam ich ohnmächtig an. In einem allgemeinen Krankenzimmer lag ich neben einem piemontesischen Unterofficier, der durch den Magen geschossen war. Wir beiden lagen mit dem Gesichte gegeneinander, keiner konnte sich umwenden. Die Nacht erbrachen wir beide und beschmutzten uns gegenseitig, gegen Morgen starb der Piemontese, dann hat man mich das erstemal gewaschen, doch erst den nächsten Tag den ersten Verband angelegt.

Nach der Schlacht von Novara kam ein Corps-Hauptquartier, ich glaube es war vom I. Corps, ins Spital. Ich erinnere mich nur auf den Oberstlieutenant und Flügeladjutanten Grafen Lamberg mit auf der Jagd abgeschossenen Fingern, dieser erzählte mir, daß ich als todt gemeldet sei und trug sich an, meinen Eltern zu schreiben.

Nach einigen Tagen erhielt ich mit einem Oberlieutenant des 9. Jägerbataillons ein separates Zimmer. Seine Wunde galt als eine leichte, er bekam Eingemachtes, welches er mit Appetit verzehrte, nach 14 Tagen starb er aber an Brand.

Bei mir heilen alle Wunden schnell, die vordere Oeffnung war schon geschlossen, als sie wieder aufbrach und ein Knopf mit Manteltuch heraus kam, infolgedessen sich im Unterleib eine allgemeine Entzündung einstellte; nun hielt man mich für unrettbar verloren, ich aber gab die Hoffnung keinen Moment auf und ließ von den sechs Wochen nichts abhandeln.

Nach vier Wochen sandte ich meinen Diener nach Bologna um beim I. Corps meine zwei Pferde zu suchen, welche zwei Officiere, weil sie mich todt glaubten, benützten.

In meiner Reconvalescenz wohnte ich beim Spitalsdirector, der sehr freundlich und aufmerksam war. Später erhielt er den Franz Josef-Orden.*)

Urlaub.

Zwei Tage nach sechs Wochen reiste ich über Mailand, wo ich meine Pferde zum Verkaufe zurückließ, nach Wien zu meinen Eltern, die nach mir schon Trauer getragen hatten, und zwar zweimal. Das erstemal infolge der officiellen Zeitung, wo ich als todt angegeben ward, das zweitemal nach einer Zeitungsnotiz: „an seinen Wunden gestorben."

Meinen Weg nahm ich über Mestre, um die Verwüstungen der Belagerung in Malghera zu sehen. Im Anfang der Belagerung regnete es 40 Tage. Der Boden, in dem man ohnedem in der Tiefe von einem Schuh auf Wasser stößt, war wie ein Schwamm mit Wasser angesogen, infolgedessen konnten einige Angriffsbatterien nicht vollendet und armirt werden, wodurch an diesen Stellen unsere Angriffsbatterien in der Minderzahl an Geschützen blieben.

Im Allgemeinen hatten die Angriffsbatterien selbstverständlich die Uebermacht an Geschützen, deren Feuer eine ungeheuere Zerstörung anrichtete. Die Kasernen waren ein Schutthaufen, die Brustwehren und Traversen unförmliche Erdhaufen, die tiefen Trichter der Bomben glichen einer Masse mächtiger Wolfsgruben, die zersplitterten Laffetten und demontirten Kanonen, bespritzt mit dem Blute der gefallenen Kanoniere, machten einen grausigen Eindruck.

Nur jene Stellen der Brustwehr, welche einer Minderzahl unserer Geschütze gegenüber lagen, hatten weniger gelitten, dagegen

*) Für meine Leistung erhielt ich das Verdienstkreuz.

waren unsere Angriffsbatterien an jenen Stellen, wo die Nachbarbatterien wegen Wassercalamitäten nicht beendet und armirt werden konnten, auch schauderhaft zugerichtet.

Ich glaubte, daraus schließen zu müssen, daß sowohl unsere Artilleristen, als jene der Venetianer im überlegenen feindlichen Feuer weniger sicher und präcise zielten, sehr natürlich, denn Menschen sind keine Maschinen und besitzen Nerven.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Wien fuhr ich nach Prag, wo ich in den Armen der Heißgeliebten himmlische Tage verbrachte, doch wollte es das Schicksal, daß ich sie später nie mehr als Geliebter wiedersah.

Ich sollte in ein Bad, jedoch der Ruhm des Cavallerie-Generals Ottinger ließ mir keine Ruhe, ich wollte ihm zugetheilt werden und reiste infolgedessen im Geheimen zur Südarmee des Banus, allein — ohne Pferd und ohne Diener.

Militärgrenze.

Der Banus stand am Franzenscanal, um dorthin zu gelangen mußte man den Umweg über die Militärgrenze machen; diese Reise geschah mittelst Vorspann.

Am Abend eines Tages kam ich in Babinagreda an, wer von älteren Militärs kennt nicht Babinagreda aus jener längst entschwundenen Zeit, in welcher noch die Militärgrenze bestand? Ich hatte Eile, wollte gleich weiter die Nacht durchfahren. Der Verwaltungs-Unterofficier machte aber über meine Zumuthung ein sehr erstauntes Gesicht und die Bemerkung, daß nie Jemand Nachts weiterfahre, sondern durchreisende Officiere in Babinagreda, wo sie sehr gut aufgehoben sind, übernachten.

Er machte mir klar, daß die Mädchen dieses Ortes überzeugte Priesterinnen der Venus seien, und trug sich an, mir mehrere vorzustellen. Mich überraschte deren Schönheit und noch mehr deren Reinlichkeit und Sauberkeit.

Ich bereute meinen unfreiwilligen Aufenthalt nicht, im Gegentheil fiel mir Früh das Scheiden schwer, und ich nahm mir fest vor, auf der Rückreise diesen Wunderort jedenfalls wieder zu berühren.

Bei dieser Gelegenheit will ich von der Militärgrenze sprechen, die ich später durch eine dienstliche Bereisung kennen gelernt habe, welche ich mit dem Generalstabschef in Agram, Major

Wagner, dem späteren Landesvertheidigungsminister, machte. Er war in Italien und in Siebenbürgen als Generalstabsofficier beim General Grafen Clam, wo er seinen ausgezeichneten militärischen Ruf begründet hatte, außerdem zeichnete er sich durch ein hervorragendes journalistisches Talent aus; er hatte einen schönen, kurzen, plastischen Stil voll Logik, jeder Satz floß aus dem vorhergehenden; einmal niedergeschrieben, war das Concept ohne Correctur gleich zum Drucken fertig. Beim Journalisten ist die Schnelligkeit entscheidend, bei diesem gibt es kein Corrigiren, Liegenlassen, nach einiger Zeit wieder durchsehen und nochmals corrigiren, man kann ein sehr guter Schriftsteller und deswegen aber noch kein Journalist sein. Ein Abends eingelaufenes Telegramm wird in der Nacht zum Leitartikel, welcher Früh gedruckt erscheint.

Die Presse ist trotz ihrer Auswüchse eine Macht, sie dient der Aufklärung, der Verbreitung des Wissens, der Hebung von Sitte und Moral, sie soll Mißbräuche aller Art, auch jene von Regierungsorganen, hintanhalten; sie soll möglichst frei sein, aber jeder Eingriff in persönliche und Familienverhältnisse sollte unmöglich gemacht werden, Verleumdungen sollten mit unbarmherziger Strenge bestraft werden. Ehre ist mehr werth als Gold, ein Räuber der Ehre ist unbedingt ein größerer Verbrecher als ein Dieb.

Die Bereisung der Militärgrenze hatte den Zweck, den militärischen Cordon zu beschränken. — Nach den Türkenkriegen machten die Türken, um zu rauben, noch Einfälle über Oesterreichs Grenzen. Um dies zu hindern wurde die Militärgrenze geschaffen, auf deren Grenze in dichter Aufeinanderfolge Blockhäuser mit Besatzungen sich befanden.

Die Militärgrenze war in Regimenter eingetheilt, jeder gesunde Mann mußte dienen.

Grund und Boden war in Communitäten vertheilt, das älteste männliche Familienglied war Besitzer, alle anderen mußten arbeiten und wurden vom Aeltesten erhalten. Ohne jedes persönliche Interesse wurde möglichst wenig gearbeitet, daher sehr wenig producirt, beinahe jedes zweite Jahr mußte die Regierung mit der Einfuhr von Getreide aushelfen; seit der Aufhebung der Militärgrenze und deren Einrichtungen kommt dies nicht mehr vor.

Die Schulen waren deutsch, die besten Schüler kamen in Cadetten-Compagnien, selbst in die Akademie. Talent kann den Croaten und Serben nicht absprechen, Maroičič, zwei

Philippović, Rodić, Ivanović, Zastavniković ꝛc. sind alle Grenzer; nur jene, welche die Grenze nie verließen und dort avancirten waren mit Officieren unserer Armee in keiner Richtung zu vergleichen, weder in ihren Ansichten noch in ihren geselligen Formen. Die Privatdiener der Officiere waren im Feldzuge gewöhnlich Verwandte, sehr oft der eigene Vater.

Die zwei ersten Bataillons jedes Regimentes waren selbstverständlich die besten, oft gleich den Truppen der Linienregimenter. Die oberen Regimenter, Likaner, Ottočaner, Oguliner, galten für bessere Soldaten, als die der unteren Regimenter. In der allgemeinen Meinung hielt man die Grenzer beim Stürmen auf Städte für Plünderer. Dies Renommée scheinen sie sich in Wien 1848 gemacht zu haben, jedoch waren in Wien keine der ersten Bataillons mit, denn die ersten und zweiten Bataillons lagen sämmtlich in Italien.

Das Peterwardeiner Regiment hatte den Ruf proceßsüchtig und wenig disciplinirt zu sein, einige Obersten endeten mit Processen, erst Oberst König, der jetzige Feldzeugmeister, verschaffte sich Gehorsam und Ansehen, und führte strenges Regiment und Disciplin ein, trotzdem war er aufrichtig geliebt.

Unter allen Regimentern galten die Oguliner für das tapferste und beste, mehrere Obersten, ich glaube fünf, erhielten den Maria Theresienorden, dies wäre unmöglich gewesen, würden die Truppen nicht tapfer gekämpft haben.

Ich will zugeben, daß ein gewisses savoir faire die Erlangung eines Ordens erleichtert, um welchen unter Beibringung von Zeugnissen selbst eingeschritten werden muß. Der Maria Theresienorden ist gegründet worden, um das active Auftreten der Untercommandanten anzuspornen, und um das passive Abwarten der Befehle einzuschränken, doch ist es nicht Jedermanns Sache, gerade Derjenigen nicht, welche eine hohe Ansicht vom Pflichtgefühle besitzen, die eigenen Thaten unter Beibringung von Zeugnissen hervorhebend, selbst um den Orden einzuschreiten. Wie viele gibt es, welche nie daran dachten, um den Theresienorden einzukommen, wenn nicht ihre Vorgesetzten sie dazu aufgefordert hätten; ich selbst erinnere mich auf vier, auf Lieutenant Fröhlich und Oberlieutenant [illegible]degg, welche auf Befehl des Marschalls, auf Hauptmann Baron [illegible] der auf Befehl Benedek's und auf Rittmeister Baron [illegible]r auch höheren Orts aufgefordert wurde, um [illegible]en Orden einzukommen.

Es kann vorkommen, daß Untergebene ihrem Vorgesetzten nach dem allerdings sehr laxen Principe: „eine Hand wäscht die andere", Zeugnisse in der Hoffnung geben, daß er sie zu einem Orden vorschlage.

Wie oft wurde um den Theresienorden eingekommen, in der Hoffnung, wenigstens eine eiserne Krone zu erhalten. Solcher Mißbrauch sollte bestraft werden.

Sehr viel kommt es auf den Stil bei den Gefechtsrelationen an, je nach der Art des Stiles kann eine und dieselbe That mit dem Leopoldorden oder nur mit dem Militär-Verdienstkreuz belohnt werden.

Dasselbe gilt bei den Mannschaftsmedaillen, der eine Regimentsadjutant schreibt: „Sehr tapfer;" dieser Mann bekommt nichts. Ein anderer Regimentsadjutant schreibt: „Durch sein Beispiel verwegenen Muthes riß er Alle mit sich fort." Dieser Mann erhält eine Medaille.

Es sollte im Rathe der Weisen erwogen werden, ob die Statuten des Theresienordens infolge der gemachten Erfahrungen nicht abgeändert werden sollten, diese hatten doch auch öfter durch Ungehorsam, zu welchem sie Anlaß gaben, böse Folgen.

* * *

Die Reise begann in Zeng, wohin wir zu Schiff gelangten, eine unbedeutende Hafenstadt, mit engen, schmutzigen Gassen, am Fuße des Velebit-Gebirges, kahle Felsen mit pittoresken Formen.

Es waren die Hundstage mit erdrückender Hitze, Abends entströmte den Mauern und Felsen die Hitze gleich geheizten Oefen, es war unmöglich zu schlafen, nicht allein wegen der unerträglichen Hitze, sondern auch wegen Mangel an Zacherl-Pulver.

Wir brachen daher Nachts noch auf, um den Kamm des Gebirges zu ersteigen und auf demselben zu ruhen.

Wir trafen mit ganzen Colonnen Tragthieren zusammen, welche für das Innere des Landes Victualien beförderten, die Begleiter waren abnorm große, prachtvolle Erscheinungen mit ovalen, schönen, männlichen Gesichtern, schlanken Gestalten mit sehnigen, stark ausgeprägten Muskeln und mit elastischem Gange. Nie sah ich so schöne, große Männer, selbst in Norwegen nicht. Auf dem Kamme ruhten wir auf einem Tische in einer schmutzigen Spelunke aus. Die Aussicht aufs Meer war Früh prachtvoll. Nun begann

im Liccaner-Regimente längst des Cordons eine höchst beschwerliche Reise. Gastliche Aufnahme fanden wir bei den Compagnie-Commandanten, ebenso im Ottočaner-Regimente. Zum Trinken bekamen wir den schweren, rothen Dalmatiner Wein, welcher alle Adern anschwollen macht.

An einem Sonntag kamen wir nach Ogulin, wo Maroičić Oberst war, der uns aufs Freundlichste empfing und uns Abends auf den Hauptplatz zum Kolo führte. Der Kolo gleicht der Grande ronde in der letzten Figur der Quadrille; nur wird er mit Schritten und abwechselnder Lebhaftigkeit getanzt; hier sahen wir ganz hübsche und heitere Mädchen. Oberst Maroičić versicherte uns, daß die Mädchen ihre Unschuld strenge bewahren, daß überhaupt es nicht vorkomme, daß ein Mädchen heirathe, ohne noch Jungfrau zu sein.

Unter Anderen passirten wir auf unserer Fahrt auch jene Compagniestation, in welche einige Jahre früher Oberlieutenant Graf C., weil er einen Standesgenossen im Duell erschossen hatte, strafweise transferirt worden war. Er war ein Krakehler, ein brillanter Pistolenschütze.

In den Vierziger-Jahren existirten noch Krakehler, später starb diese Species aus, ich selbst kannte nur noch Rittmeister Delgrazzia vom 8. Husaren-Regiment als solchen, ein enorm couragirter, schneidiger Mensch und obgleich kein gelernter Fechter, verwundete er oft seine Gegner, wie z. B. Rittmeister Olivier Grafen Wallis, der seine große Schramme im Gesichte dem Delgrazzia zu verdanken hatte. Oberlieutenant Graf C. ging nach seiner Ankunft im Reisecivilanzuge ins Gastzimmer des Gasthauses, wo der Compagnie-commandant, seinen Czibuk rauchend, ein Glas Wein trank. Ein von Pick auf avancirter Grenzer, phlegmatisch und einsilbig.

C. grüßte nicht, stellte sich nicht vor, und setzte sich allein an einen Tisch. Nach kurzer Zeit stand er auf, ging zum Hauptmann und putzte seine Cigarre auf dessen Kopf ab.

Der Hauptmann blieb merkwürdigerweise ganz ruhig und that Nichts dergleichen. Nach einiger Zeit stand dieser auf, ging zu C. und putzte seinen Czibuk an dessen Kopfe aus. Dieser sprang wüthend auf: „Für wenn halten sie mich rc., ich werde Ihnen zeigen, wie ich schieße, gehen Sie in die Ecke, nehmen Sie ein Glas auf den Kopf, ich werde dasselbe herabschießen.“ Der Hauptmann that, wie Oberlieutenant Graf C. sagte. Nachdem

das Glas vom Kopfe herabgeschoßen war, sagte der Hauptmann: „Nun nehmen Sie, Herr Graf, ein Glas auf den Kopf." Letzterer sieht, wie der Hauptmann mit der Pistole die Richtung seines Körpers, statt jene des Glases nimmt.

„Können Sie denn schießen, Herr Hauptmann?"

„Habe ich Sie darum gefragt?" war die Antwort und er setzte, mit der Hand wackelnd, zu zielen fort, bis es dem Grafen zu viel wurde und er sich zu entschuldigen anfing.

In der Licca sind die Männer groß und schön, die Weiber haben grobe, unschöne Züge, trotzdem besteht infolge von Eifersucht die Blutrache. Nach und nach, je mehr es der Ebene zugeht, werden die Männer kleiner und weniger mächtig, die Frauen in demselben Maße schöner und graziöser, bis im Broder Regimente die Frauen den Culminationspunkt an Schönheit erreichen.

In den Ober-Regimentern waren die Frauen unnahbar, weiter fortschreitend die Katholikinnen zugänglicher als die Griechinnen, im Broder Regimente war die Leichtlebigkeit Sitte.

Auf meiner Reise durch die Militärgrenze und während meines Aufenthaltes bei der Südarmee und in Agram, habe ich den Eindruck gewonnen, daß bei den Croaten und Serben ein unauslöschlicher Haß gegen die Ungarn bestand, und daß in den Köpfen Aller eine klare oder eine nebelhafte Vorstellung vom Zusammenschlusse aller Südslaven existirte, alle Nuancen fand ich vertreten, von einem selbstständigen serbischen Reiche, Serbien, Bosnien, Hercegovina, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Banat und die Bacska an, bis zur Angliederung von Croatien, Slavonien, Dalmatien (Bosnien und Hercegovina war damals noch türkisch) an Cisleithanien mit Gewährung einer stark ausgeprägten Autonomie. Aber Alles stimmte damit überein: „Los von Ungarn".

Die unteren Regimenter, besonders das Peterwardeiner Regiment, besaßen einen enormen Reichthum an Eichenwaldungen mit hohen, spaltbaren Eichen, 72 Fuß hoch ohne Aeste, aus denen nur Faßdauben, hauptsächlich für Bordeaux, erzeugt wurden.

Früher ging der ganze Faßdaubenhandel über Triest, die Ungarn leiten ihn jetzt über Fiume.

Ankunft im Hauptquartier des Banus.

Das Hauptquartier des Banus war in Szt. Tomas. Ich traf dort einige Tage vor dem Gefechte von Heges ein. Mit dem

Pferdeankauf hatte ich Glück, ich aquirirte eine sehr gängige, ausdauernde Stute, die sehr verläßlich war.

Der Banus Jellačič war ein sehr tapferer Soldat, ein schöner, mittelgroßer Mann, mit sehr intelligenten Augen, ein berühmter Redner, ein Bezauberer des schönen Geschlechtes und sehr beliebt bei den Grenzern, doch was Mannszucht betrifft, zu schwach und weichherzig und unangenehmen Untergegebenen gegenüber, wie es General Ottinger gewesen ist, war er nicht gewachsen.

Oberst Jacobs des Generalstabes war Generalstabschef, Souchef war Major Philippovič, später Commandirender in Prag. Major Rodič war Generaladjutant.

Major Graf St. Quentin war Flügeladjutant, derselbe, welcher das Buch: „Von einem deutschen Soldaten" geschrieben hat, ein wahres Evangelium für Officiere, jeder sollte es in seiner Bibliothek besitzen, und in jeder Militär-Lehranstalt sollte dieses Buch ein vorgeschriebenes Lesebuch sein.

Graf St. Quentin wollte die Witwe, ich glaube eines Grafen Lamberg heirathen, dieser ertrank in einem Teiche, doch seinen Leichnam fand man nicht, infolgedessen konnte erst nach 30 Jahren Wartens geheirathet werden.

Ich lernte denselben später als commandirenden General in Lemberg näher kennen und wegen seiner edlen, erhabenen Denkungsweise hochschätzen und verehren.

Auch der alte Major Graf Hompesch aus dem Armeestande war ein Flügeladjutant, Vater des späteren Ordonnanzofficiers beim Erzherzog Albrecht, welch Letzterer sich durch sein Wirken als Landwirth große Verdienste nicht allein um seinen Bezirk Rudnik, sondern um das ganze Land Galizien erworben hat, für welche das Land ihm stets dankbar bleiben muß.

Unter Anderem führte er die Weidencultur ein, und errichtete eine Korbflechtschule.

Kein Versuch, eine Industrie in Galizien einzuführen, ist noch so gelungen, wie diese Korbflechtschule, deren Producte in die ganze Welt gehen und welche tausenden armen Leuten im Winter einen Verdienst verschafft.

Für die Bauern hatte Hompesch ein warmes Herz, diese liebten ihn und glaubten ihm wie einem Evangelium, sie bewiesen ihm seinerzeit ihr Vertrauen, indem sie ihn gegen den Willen der Regierung einstimmig in den Reichsrath, ohne jede Bezahlung, wählten.

Unter den Infanteriegenerälen leuchtete blos Feldmarschall-Lieutenant Dietrich, ehemaliger Lehrer der Taktik in der Wiener-Neustädter Akademie, hervor, er verfaßte selbst die Dispositionen. Beim Angriffe war er stets an der Spitze seiner Truppen, und bewies später als Commandant des Tittler Plateaux eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit.

General Baron Ottinger, eine martialische Erscheinung, welchen das Gefecht bei Kaacs am 9. Juni auf den Gipfel seines Ruhmes führte, war eine echte Soldatennatur, auf den die Gefahr gleich Champagner anregend wirkte, ein wahrer Commandant, dem Alles unbedingt ohne jeder Friction gehorchte, aber ein sehr unangenehmer Untergebener, mit dem der Banus nicht fertig wurde. Sein Generalstabsofficier war der Liccaner Hauptmann Zastavniković, in der Cadettencompagnie zu Graz, dann in der Wiener-Neustädter Akademie erzogen, ein himmelhoher hagerer Mann mit südlichem Typus, ein wahrer Held mit dem angeborenen Talente eines Cavallerieführers, er besaß den schnellen Blick und Entschluß, ich halte ihn als den geistigen Theil des Generals Ottinger. Ich will kurz das Treffen von Kaacs am 7. Juni erzählen.

Um 12 Uhr Nachts von 6. auf den 7. Juni setzte sich Perczel mit 13 Bataillonen, 14 Escadronen und 30 bis 40 Geschützen, 10.000 bis 12.000 Mann von Neusatz in Bewegung, um den Banus anzugreifen, dessen Cavallerievorposten bei den Römerschanzen standen, und sich bei Annäherung des Feindes hinter den Kaacser Wald auf die Haupttruppe zurückgezogen hatten. Zwischen 4 und 5 Uhr Früh den 7. Juni ließ der Feind seine Batterien auf Geschützertrag vom Kaacser Wald auffahren, eröffnete ein heftiges Feuer und ließ mit dem größten Theil seiner Streitkräfte unsere rechte Flanke umgehen.

Feldmarschall-Lieutenant Baron Ottinger, dessen Cavallerie-Division unser Centrum bildete, stellte dem Feinde, um ihn zum weiteren Vorrücken zu verleiten, anfangs blos eine Cavallerie-Batterie mit drei Escadronen Sachsen-Kürassieren entgegen, bereitete aber gleichzeitig, vom Walde maskirt, in beiden Flanken des Gegners einen kräftigen Cavallerieangriff vor.

Generalmajor Fejervary mit sechs Escadronen und einer Cavallerie-Batterie griff des Gegners linke Flanke, Hauptmann Zastavnikowić mit fünf Escadronen und einer halben Batterie des-

selben rechte Flanke so unerwartet an, daß der Feind seine Besinnung verlor und in wilder Flucht sein Heil suchte.

Im Centrum folgte Feldmarschall-Lieutenant Baron Ottinger mit Hardegg-Kürassiere und Kaiser-Dragoner. Die feindliche Cavallerie und Artillerie erreichten im trains de chasse die Straße nach Neusatz, aber die Infanterie wurde ereilt, welche an Todten, Verwundeten und Gefangenen 2800 Mann verloren hat, während wir nur zwei Todte und 12 Verwundete hatten.

Dies ist das Resultat der Ueberraschung, den Feind zu verblüffen und infolgedessen demselben große Verluste, bei wenig eigenen Opfern, beizubringen.

Noch ein größeres Resultat wäre sicher erzielt worden, wenn die Flankenangriffe erst dann ausgeführt worden wären, bis die beiden Regimenter unter Feldmarschall-Lieutenant Baron Ottinger schon gegen den Rücken des Feindes im Marsche gewesen sein würden. Denn im Centrum konnten sie erst wirken, nachdem die feindlichen Batterien schon geflohen und nicht mehr zu ereilen waren, gegen den feindlichen Rücken disponirt hingegen, wären die feindlichen Geschütze nicht so leichten Kaufes davon gekommen und es hätte viel mehr Gefangene gegeben.

Warum die Verfolgung nicht bis Neusatz fortgesetzt wurde, ist unbegreiflich, die Verfolgung nach einer Ueberraschung des Feindes ist die Sense, welche erntet.

Demonstriren in der Front und ungesehen, unbemerkt über des Feindes Flanken und Rücken herzufallen, bildet, wo es möglich ist, das cavalleristische Ideal, doch gehört die rücksichtslose Verfolgung dazu, so lange nur die Pferde gehen können.

Ich meldete mich einige Tage vor dem Gefechte von Hegyes, wurde vom Banus und Oberst Jacobs wohlwollend und freundlich empfangen, doch mein heißester Wunsch ging nicht in Erfüllung, zur Cavallerie wurde ich nicht eingetheilt, sondern zur Brigade Marsano. General Marsano war ein Poet, ein Schöngeist aber kein Soldat, er las den ganzen Tag belletristische Werke, für den Dienst, für seine Brigade hatte er kein Interesse, kam zum Beispiel ein Oberst mit einem Anliegen zu ihm, so sagte er demselben: „Gehen Sie zum Oberlieutenant, sprechen Sie mit ihm!"

Die Brigade hatte fünf Bataillone und eine Batterie. Das vierte Bataillon Wilhelm war unsere Garde, zwei freiwillige Bataillone Kinkinder mit selbstgewählten Officieren, in Hemden und Gattien,

Unter den Infanteriegenerälen leuchtete blos Feldmarschall-Lieutenant Dietrich, ehemaliger Lehrer der Taktik in der Wiener-Neustädter Akademie, hervor, er verfaßte selbst die Dispositionen. Beim Angriffe war er stets an der Spitze seiner Truppen, und bewies später als Commandant des Tittler Plateaux eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit.

General Baron Ottinger, eine martialische Erscheinung, welchen das Gefecht bei Kaacs am 9. Juni auf den Gipfel seines Ruhmes führte, war eine echte Soldatennatur, auf den die Gefahr gleich Champagner anregend wirkte, ein wahrer Commandant, dem Alles unbedingt ohne jeder Friction gehorchte, aber ein sehr unangenehmer Untergebener, mit dem der Banus nicht fertig wurde. Sein Generalstabsofficier war der Liccaner Hauptmann Zastavniković, in der Cadettencompagnie zu Graz, dann in der Wiener-Neustädter Akademie erzogen, ein himmelhoher hagerer Mann mit südlichem Typus, ein wahrer Held mit dem angeborenen Talente eines Cavalleriefführers, er besaß den schnellen Blick und Entschluß, ich halte ihn als den geistigen Theil des Generals Ottinger. Ich will kurz das Treffen von Kaacs am 7. Juni erzählen.

Um 12 Uhr Nachts von 6. auf den 7. Juni setzte sich Perczel mit 13 Bataillonen, 14 Escadronen und 30 bis 40 Geschützen, 10.000 bis 12.000 Mann von Neusatz in Bewegung, um den Banus anzugreifen, dessen Cavallerievorposten bei den Römerschanzen standen, und sich bei Annäherung des Feindes hinter den Kaacser Wald auf die Haupttruppe zurückgezogen hatten. Zwischen 4 und 5 Uhr Früh den 7. Juni ließ der Feind seine Batterien auf Geschützertrag vom Kaacser Wald auffahren, eröffnete ein heftiges Feuer und ließ mit dem größten Theil seiner Streitkräfte unsere rechte Flanke umgehen.

Feldmarschall-Lieutenant Baron Ottinger, dessen Cavallerie-Division unser Centrum bildete, stellte dem Feinde, um [illegible] zum weiteren Vorrücken zu [illegible] erteilen, anfangs eine Cavallerie-Batterie mit drei Escadronen [illegible] entgegen, bereitete aber gleichzeitig [illegible] Flanken des Gegners einen kräftigen [illegible]

Generalmajor [illegible] [illegible] Cavallerie-Batterie [illegible] Zastavnik [illegible]

selben rechte Flanke ...
Besinnung verlor ...

Im Centrum ...
mit Hardegg-Kür...
Cavallerie und ...
Straße nach ...
Todten, Verwund...
während wir nur ...

Dies ist ...
Feind zu verblüffen ...
bei wenig eigenen ...

Noch ein ...
die Flankenan...
beiden Regimen...
schon gegen ...
würden. Denn ...
feindlichen ...
waren, gegen ...
feindlichen ... ...ist;
es hätte ... ...raße

... ...Bache
ist unbe... ...en zu
Feindes ist ... ...Hegyes,

... ...Barra,
des Feindes ... ...be Stunde
ist, das ... vor Hegyes zu
dazu, in ... ...egner Zeit hat,

Ich ... ...anke der Angriffs-
wurde ... ...an bei Feketehegy und
... daher gefährdet; hätte
... wurde man den Feind in
... ausgesetzt haben, in der
... vom Feinde angegriffen zu

... waren die zum Angriff be-
...rsammelt und formirten sich
...ender Ordnung:
...assier-Regimenter
...atterien; dann
voraus. ... sämmtliche

mit einer großen Tasche und einem Pelz, ein Gesindel, stets bereit zu meutern und Reißaus zu nehmen. Das eine hatte einen Grenzhauptmann, das andere einen Grenzoberlieutenant zu Commandanten, beide sehr energisch, welche manchen Tag ein paar Mann in der Front mit dem Revolver erschossen haben, um sich Gehorsam zu verschaffen. Ich glaube ein viertes und fünftes Bataillon Banater. Die Batterie war eine Grenzbatterie, bei welcher Lieutenant Juroch, der Zeichner von der Prager Geniedirection, sonach ein guter Bekannter eingetheilt war.

Welch Abstand von der italienischen Armee! Bei solchen minderwerthigen Truppen kann auch die beste Disposition nichts helfen!

Zum Glück waren die neuen Formationen bei den Ungarn auch nicht besser.

Die Brigade war in Verbaß hinter dem Franzenscanal.

Zwei Tage vor dem Gefechte bei Hegyes führten zwei Divisionen Husaren mit einer Cavallerie-Batterie eine Recognoscirung gegen Verbaß aus.

Es fing kaum zu dämmern an, als der erste Kanonenschuß fiel. Jedoch der Anmarsch der Husaren war durch unsere Cavalleriepatrouillen gemeldet; die Husaren wurden mit dem Feuer unserer Brigade-Batterie und jenem von dem Bataillon Wilhelm empfangen und traten sehr bald den Rückzug an.

Guyon vereinigte von seinem Corps circa 8000 Mann mit 42 Geschützen zwischen Hegyes und Feketehegy, den Rest detachirte er theils gegen Földvár, theils gegen Szivácz am Franzenscanal. Der Banus hatte Anfangs Juli am Franzenscanal 21.000 Mann, wovon aber höchstens 15.000 dienstbar waren. Schon in den ersten Tagen des Juli erfuhr der Banus, daß die Ungarn sich am rechten Theißufer bedeutend verstärkten, und am 10. Juli erhielt er die Nachricht, daß die Offensive derselben nahe bevorstehe.

Infolgedessen concentrirte der Banus am 11. Juli die ganze Infanterie, die Cavallerie-Division Ottinger und die Geschützreserve in Kis-Kér.

Auf drei Seiten, überall bei 40 Meilen von den nächsten Unterstützungen entfernt, vor sich einen überlegenen, stündlich anwachsenden Feind, im Rücken eine feindliche Festung auf dem Titeler Plateau, keine Lebensmittel für die Armee, und als einzige Verbindung mit dem rechten Donauufer nur drei abgenützte Dampfschiffe, das war die Lage der Südarmee.

Die Aufgabe des Banus, sich am Franzenscanal zu behaupten, war ohne Kampf nicht zu lösen.

Es blieb ihm nur die Wahl, entweder mit der Armee hinter die Donau zu gehen oder den Angriff zu wagen. Er entschloß sich zum Kampfe. War dieser von glücklichem Erfolge, so durfte er hoffen, wieder zwei bis drei Wochen länger am Canal warten zu können; war aber der Ausgang ein unglücklicher, so blieb der Rückzug auf das zur Vertheidigung sehr günstige, nahe Plateau von Titel.

Die Uebergangspunkte des Canals wurden durch Verschanzungen gesichert und blieben besetzt.

In Verbaß blieben ein Bataillon Wilhelm und, soviel ich mich erinnere, ein Bataillon Banater, dann zwei Escadronen und die Brigade-Batterie.

Nach Abschlag dieser Truppen behielt die Südarmee nur noch 15 Bataillone, 22 Escadronen und 79 Geschütze, im Ganzen 10.000 Mann verfügbar. Diese verhältnißmäßig sehr geringe Streitkraft versammelte sich am 13. Juli Abends vor Verbaß; hier übersetzt die von Peterwardein nach Pest führende Straße den Canal; zwei Meilen nördlicher wird sie von dem Bache Barra durchschnitten, der nur auf den vorhandenen Brücken zu überschreiten ist. Beinahe ganz versteckt liegt das Dorf Hegyes, dann südlich davon, hinter dem steilen Ufer des Baches Barra, eine Stunde abwärts, Szeghegy, und noch eine halbe Stunde weiter Feketehegy. Unentdeckt mit der ganzen Kraft vor Hegyes zu erscheinen, und sich dort festzusetzen, ehe der Gegner Zeit hat, seine Reserven heranzuziehen, war der Grundgedanke der Angriffsdisposition des Banus.

Beim Marsche nach Hegyes mußte man bei Feketehegy und Szeghegy vorüber, die eigene Flanke war daher gefährdet; hätte man Feketehegy zuerst angegriffen, so würde man den Feind in die Flanke genommen und sich nicht ausgesetzt haben, in der eigenen Flanke und selbst im Rücken vom Feinde angegriffen zu werden.

Am 13. Juli, Abends 9 Uhr, waren die zum Angriff bestimmten Truppen vor Verbaß versammelt und formirten sich jenseits zur Vorrückung in nachstehender Ordnung:

An der Spitze die Kürassier-Regimenter Wallmoden und Hardegg mit $1^1/_2$ Cavallerie-Batterien; dann folgten sämmtliche Batterien, die zwölfpfündigen voraus.

In gleicher Höhe mit dieser Geschützcolonne rückte zur Rechten die Brigade Puffer, zur Linken die Brigade Budisawlievic vor. Hinter der so formirten Division Dietrich marschirte die Infanteriereserve des Generalmajors Rastic, ebenfalls à cheval des Weges. Eine Division Sachsen-Küraßiere bildete die Arrièregarde. Zur Sicherung der linken Flanke sollte Generalmajor Horváth mit einer Division Sachsen-Küraßiere und einer halben Cavallerie-Batterie in der Vorrückung gegen Hegyes die Verbindung mit dem Gros aufsuchen und das Regiment Kaiser-Dragoner die rechte Colonnenflanke gegen Feketehegy und Szeghegy decken.

Gegen 11 Uhr Nachts hatte die Bewegung begonnen, und etwa eine Stunde gedauert, als der Banus aus Kula die Meldung erhielt, daß starke feindliche Abtheilungen, die mehrere Stunden zuvor die Dörfer Sztápár und Veprovácz in Brand gesteckt haben, bereits im Anmarsche gegen Kutzura seien, also im Rücken unserer Canallinie.

Um nun sowohl die Posten am Canale, als auch den in Kis-Kér gebliebenen Trains vor einem unvermutheten Rückenangriffe zu sichern, wurden drei Bataillone und eine Batterie der Infanteriereserve unter Major Rezniček gegen Kutzura entsendet, alles Uebrige setzte den Marsch auf Hegyes fort.

Keine feindliche Patrouille war gesehen, kein Schuß gehört worden; es schien, als ob der Feind vom bevorstehenden Angriffe keine Ahnung hätte.

Um 3 Uhr Morgens war man bereits nahe vor Hegyes, als plötzlich in allen drei Dörfern Feuerzeichen emporloderten, und ein heftiges Tirailleurfeuer längs der ganzen 1½ Stunde langen Linie uns empfing.

Noch kam die Dunkelheit uns zu statten, aber der grauende Morgen mußte dem Gegner unsere Schwäche enthüllen. Der Banus ließ aufmarschiren:

Feldmarschall-Lieutenant Ottinger mit der Küraßier-Brigade als äußerster Staffel am linken Flügel im ersten Treffen, links die Brigade Budisawlievic, rechts etwas versagt die Brigade Puffer, die Batterien in den Intervallen der Bataillone; die Infanteriereserve im zweiten Treffen und hinter ihr der Rest der Geschütz- und Munitionsreserve.

Generalmajor Horváth war auf den rechten Flügel beordert und übernahm dort den Befehl auch über das Regiment Kaiser-Dragoner, um die äußerste rechte Flanke zu decken.

Feldmarschall-Lieutenant Dietrich ließ nach Placirung seiner Batterien die Angriffscolonnen formiren und warf sich unter Vorsendung von Tirailleurschwärmen auf den Feind, der anfangs zurückwich. Allein verstärkt, sammelte sich wieder der Gegner und rückte nun seinerseits vor, während zugleich Batterien, welche bis jetzt verdeckt gehalten waren, gegen unsere vorderen Linien ein heftiges Feuer eröffneten.

Sowohl das Vorrücken der überlegenen feindlichen Infanterie, als das verheerende Feuer der jenseitigen Batterien, brachten beim ersten Treffen eine rückgängige Bewegung hervor. Der Feind folgte in der Front nicht nach, sondern entwickelte in derselben hauptsächlich nur seine Batterien, sendete aber seine Infanterie in der Richtung gegen Szeghegy, um unseren rechten Flügel anzugreifen.

Oberst Puffer, in seiner rechten Flanke stark bedroht, ließ dem Banus melden, daß er sich ohne Gefahr, rechts umgangen zu werden, nicht länger halten könne. Gleichzeitig traf von der Arrièregarde die Meldung ein, daß zwei aus Feketehegy debouchirte Husaren-Divisionen unsere Munitionsreserve bedrohten, welche ohne Befehl des Banus und ohne Bedeckung den Rückmarsch nach Verbaß antrat. Durch die Vorrückung zweier Divisionen Kaiser-Dragoner und einer Batterie wurden die Husaren wieder zum Rückzuge gezwungen.

Der tapfere Feldmarschall-Lieutenant Dietrich unternahm einen neuen Angriff, welcher aber durch das verheerende feindliche Geschützfeuer auch mißlang.

Feindliche Cavallerie folgte der Brigade Budisawlievic; aber das tapfere dritte Liccaner Bataillon — von 450 auf 300 Mann herabgeschmolzen — wies mit fester Haltung die wiederholten Angriffe zweier Husaren-Divisionen zurück und rettete eine exponirt gebliebene Cavallerie-Batterie. Auch das vierte Bataillon des II. Banat-Regimentes, von einer anderen Husarenabtheilung attaquirt, blieb in gleich fester Haltung.

Die Brigade Puffer, schon durch das feindliche Feuer erschüttert, wurde im Rückzuge von einer aus Szeghegy debouchirten starken Infanteriecolonne angegriffen. Dies brachte die Truppen vollends zum Schwanken und das zweite Kikinder Aufgebot, wie ein Peterwardeiner Bataillon geriethen in Unordnung, und diese drohte in wilde Flucht auszuarten.

Der tapfere Banus eilte nun rasch herbei und sammelte die Bataillone durch kräftige Worte, um sie erneuert dem Feinde entgegenzuführen, welcher diesem Stoße nicht zu widerstehen vermochte und bis an das Dorf zurückgeworfen wurde. Hiedurch sicherte sich der Banus das höchste Verdienst des Tages, denn ohne sein persönliches Einschreiten wäre am rechten Flügel ein Debacle entstanden, welches auch die Reserve hätte in Unordnung bringen können.

Es traf vom äußersten rechten Flügel die Meldung ein, starke feindliche Colonnen seien aus Feketehegy im Vorrücken gegen unsere Rückzugslinie. Dieser Bewegung mußte entschieden begegnet, zugleich aber auch der allgemeine Rückzug vom linken Flügel angetreten werden.

Der Banus disponirte zwei zwölfpfündige Batterien dem Feinde entgegen; zu ihrem Schutze folgten unter Befehl des Generalmajors Horváth vier Escadronen Dragoner, zwei Escadronen Sachsen-Kürassiere, dann zwei Bataillone der Reserve. Jene beiden Batterien wurden durch den Souschef des Generalstabes Major Philippovic unter dem vollen Feuer dreier feindlicher Batterien mit glänzendem Erfolge vorgeführt und derart placirt, daß sie nicht nur die feindlichen Colonnen zum Rückzuge nöthigten, sondern auch die feindlichen Geschütze zum Schweigen brachten, nachdem noch vier andere Zwölfpfünder durch den Flügeladjutanten Major Grafen St. Quentin rasch in die Feuerlinie vorgeführt worden waren.

Während dieser Kampf auf dem äußersten rechten Flügel das Gefecht wieder herstellte, hörte man plötzlich Kanonendonner im Rücken. Er kam, soviel man beurtheilen konnte, aus der Gegend von Kula oder Cserwenka; ein Grund mehr, um ohne weiteren Zeitverlust den Rückzug auf Verbaß fortzusetzen.

Dieser wurde nun auf der $1^1/_2$ Meilen langen Strecke unter fortwährendem Kampfe und unter dem Schutze der Kürassier-Brigade bis Verbaß vollführt.

Unter den Truppen fochten mit rühmlicher Tapferkeit vor Allen das dritte Liccaner Bataillon, welches ein Drittel an Todten und Verwundeten verlor, dann das dritte Bataillon und eine Landwehr Division von Piret, eine Division des 17. Jägerbataillons, das Regiment Kaiser-Dragoner, die Majors-Division von Sachsen-Kürassiere, die zwölfpfündigen Batterien der Lieutenants John und Riemer, die sechspfündige des Oberlieutenants Schrinner.

Rückzugsgefecht bei Verbaß.
Gefecht am Titler Plateau und Uebergabe der Festung Peterwardein.

Beim Abmarsche nach Hegyes war im Hauptquartier frohe Zuversicht. Der Banus war überzeugt, daß der Ueberfall gelinge, er überschätzte im Allgemeinen die Tapferkeit seiner Truppen, die stets mit Junaci (Helden) angesprochen wurden, während manche „Ausreißer“ hätten genannt werden sollen.

Unsere Batterie hatte die mittlere Schanze besetzt, und das Bataillon Wilhelm rechts rückwärts, das Bataillon Banater links rückwärts eine möglichst gedeckte Stellung genommen. Die zwei Escadronen blieben südlich des Canals.

In Verbaß hörte man schon in der Früh den Kanonendonner sich nähern, dann kam die Munitionsreserve, wohl in Ordnung; die Officiere erzählten, daß sie in Gefahr war, von Husaren genommen zu werden. Es dauerte nicht lange, so kamen einzelne Trupps, die von Verrath schrien, an welchen schlecht disciplinirte Truppen stets leicht glauben, unter den ersten waren Kinkinder und Peterwardeiner, aber Alles mit Gewehren. Die Versuche meinerseits, die Flüchtlinge aufzuhalten, blieben fruchtlos.

Dann folgten Abtheilungen mit Officieren, ich wendete mich an das Ehrgefühl der Letzteren, doch beklagten sich diese über Verrath und behaupteten, heute genug geleistet zu haben. Unter diesen Flüchtlingen war Niemend von der Linie oder von den oberen Grenz-Regimentern.

Als ich die geschlossenen Abtheilungen sich nähern sah, ritt ich dem Hauptquartier entgegen, um zu erfahren, welche Batterien in die noch unbesetzten Schanzen kommen sollen, und welche Truppen für die Arrièregarde bestimmt sind. Die Batterien führte ich in die Schanzen, seit- und rückwärts stellte ich möglichst gedeckt die Bataillone der Brigade Rastić auf. Ganz zuletzt kam Feldmarschall-Lieutenant Baron Ottinger auf einem Dunkelschimmel an der Spitze seiner Kürassiere, welche in größter Ruhe und Ordnung, in Zugscolonne geschlossen, marschirten.

Es handelte sich darum, so lange in Varbaß zu halten, bis sich die Truppen hinter dem Canal gesammelt und einen Vorsprung gewonnen haben.

Die Kampflust der Infanterie von der Brigade Rastić war unter Null, ich ritt im Galopp mit zwei Stabsdragonern von einem Flügel zum andern und traf stets Abtheilungen, die abfahren wollten. Als ich dies sah, ließ ich zwei Züge Cavallerie kommen, um mich zu unterstützen. Selbst ein ganzes Bataillon, dessen Major mir sagte: „Gospodine, wir haben heute genug gethan", wollte eigenmächtig abmarschiren. Mit aller Energie fiel es mir schwer, denselben in seine Stellung zurückzubringen.

Die feindlichen Geschütze rückten näher, nahmen in einem Bogen eine umfassende Stellung und überschütteten das Innere der Verschanzungen mit einem Hagel von Granaten und Kugeln. Feindliche Infanterie und Cavallerie sah ich keine, diese waren weit hinter ihren Geschützen. Zu meiner größten Indignation traf ich unsere Brigade-Batterie*) die Schanze verlassen und da der Batterie-Commandant nicht umkehren wollte, so ließ ich ihn ins Hauptquartier escortiren, und übergab das Batteriecommando dem Lieutenant Juroch, dessen Batterie als letzte auf Befehl die Schanzen verließ, und welcher unter den Ausgezeichneten genannt worden ist.

So oft ich bei den Bataillonen der Brigade Rastić erschien, waren sie stets schwächer, unter den Pferden krochen die Leute durch, ich hieb scharf ein, nutzlos, einmal fällte sogar ein Trupp das Bajonnett und ging gegen mich los, zum Glück war Wilhelm-Infanterie in der Nähe, welche diese Grenzer entwaffnete und gefangen nahm. Die feindlichen Geschütze rückten stets näher, der Verlust in den Schanzen an Mannschaft und Pferden wurde stets größer, meine brave Stute wurde mir unter dem Leib erschossen, ich bestieg das Pferd eines Stabsdragoners.

Nachdem der Kampf bei Verbaß fast zwei Stunden gedauert, alle Truppen das rechte Ufer erreicht und sich wieder geordnet hatten, befahl der Banus den Rückzug. Zuerst wurden die Geschütze zurückgezogen, ihnen folgten die Bataillone, so weit sie noch da waren. Banater und Wilhelm folgten zuletzt, Letztere zerstörten im Vereine mit den aufgestellten Pionnier-Detachements unter dem

*) Eine Grenzbatterie.

heftigsten Feuer die Brücke. Ein Zwölfpfünder, in dessen Bespannung eine Granate schlug, mußte dem Feinde überlassen werden.*)

Bei Hegyes und Verbaß wurde ein Zwölftel des Standes verloren, der größte Verlust im ganzen ungarischen Feldzuge, keine Schlacht oder Gefecht in Ungarn wies einen solchen Verlust auf. Dieser war die Folge der großen Uebermacht der Ungarn und ihres Flankenangriffes.

Die hinter Verbaß gesammelten Brigaden setzten nun den Rückzug nach Kis-Kér fort, wo den Truppen eine zweistündige Rast gegönnt wurde.

Es blieb kein Zweifel, daß der Gegner über den Canal gehen werde, und da man mit den ermüdeten und sehr erschütterten Truppen nicht einen zweiten Kampf wagen konnte, so beschloß der Banus, von Kis-Kér in einem Marsche die Römerschanzen zu erreichen.

In Kis-Kér rückten alle detachirt gewesenen Truppen ein, mit Ausnahme der Brigade Lang, welche directe auf Vilova zurückging und diesen Ort besetzte.

Die in zwei Colonnen marschirende Armee erreichte, ohne vom Feinde verfolgt zu werden, Kaacs um 2 Uhr Nachts, wo die Truppen vor Müdigkeit nicht mehr weiter konnten, denn sie waren vom 13. Juli Abends bis zum 14. um 2 Uhr nach Mitternacht, volle 32 Stunden unter den Waffen, ohne abgekocht zu haben, und 9 Stunden im Kampfe.

Nach dem Abkochen marschirten die Brigaden Maſsano und Lang mit der Cavallerie-Brigade Horvath unter Commando des Feldmarschall-Lieutenant Dietrich aufs Titler Plateau **). Ottinger erhielt Befehl, an die Römerschanzen zu streifen.

Die Brigade Lang, welcher eine Zwölfpfünder-Batterie beigegeben war, besetzte Vilova und das Freiwilligen-Corps Kničanin, welches schon früher auf dem Plateau von Titel war, Mossorin.

---

*) Ich erhielt die allerhöchste Anerkennung und hätte ich nicht schon das Militär-Verdienstkreuz besessen, so würde jene die Verleihung desselben zur Folge gehabt haben. Wie gering das Pflichtgefühl bei vielen Grenzern war, beweist, daß mehrere Stabsofficiere und Batterie-Commandanten mir angetragen haben, Zeugnisse für den Maria-Theresienorden zu unterschreiben, was ich selbstverständlich ausschlug.

**) Die Brigade Lang war directe nach Vilova marschirt.

Dieses Corps war in nationaler Kleidung außer mit Gewehren, mit zwei Pistolen und einem Handschar bewaffnet, schlug sich hinter Deckungen gut, im freien Felde war es aber unbrauchbar.

Kničanin, ein Riese, ein wahrer Herkules, genoß größentheils wegen seiner Stärke unbedingten Gehorsam.

Bei diesem Corps lernte ich Belli Marković, den späteren Bautenminister und noch späteren Mitregenten gut kennen.

Den Truppen folgten mehrere Tausende Fuhrwerke mit flüchtigen Familien aus der Bácska aufs Titler Plateau. Diese waren eine große Last in Bezug auf die Verpflegung und die Ursache oftmaliger falscher Alarmirungen, ein großes Glück, daß Feldmarschall-Lieutenant Dietrich, Commandant am Titler Plateau, die Ruhe und Kaltblütigkeit nie verlor.

Der Banus schlug sein Hauptquartier am 19. Juli zu Ruma auf.

Von Szegedin aus erging an Vetter der Befehl, einen energischen Angriff auf das Plateau von Titel zu machen, dann aber, ob er gelinge oder nicht, mit dem Gros auf Szegedin zu eilen.

Guyon machte am 23. schon Morgens um 3 Uhr zwei Angriffe gegen das Titler Plateau, welche beide mißlangen. Auch erfolgte ein Angriff bei Mossorin, wo die Ungarn sich in eine einzige Colonne auf dem einzigen Damme zusammen drängen mußten. Dieser wurde durch Kničanin blos durch Artilleriefeuer abgeschlagen, welches eine heillose Verwirrung in den Reihen der Ungarn erzeugte. Am Nachmittag sammelte Guyon fast seine ganze Streitmacht gegen Mossorin.

Rechts und links des Dammes ließ er Nachmittags $^1/_2$2 Uhr sechs Batterien auffahren, hinter ihnen stellte er seine Infanterie- und Cavalleriereserve auf; dann entwickelte er sechs Bataillone in weit geöffneten Gliedern, nicht gerade in einer Plänklerkette, sondern in jener losen Ordnung, welche die Zuaven bei ihren Angriffen anwenden. Guyon wählte diese Formation theils wegen der geringen Tragfähigkeit der wohl theilweise ausgetrockneten Sümpfe, theils um die Wirkung unseres Feuers abzuschwächen.

Zwei Angriffe der ungarischen Infanterie, unterstützt von dem Feuer ihrer Batterien, hatte Kničanin abgeschlagen, jedoch ein dritter gelang und führte etwa um 5 Uhr die Ungarn auf das Plateau, welche aber von ihren Reserven nicht unterstützt wurden.

In diesem höchst kritischen Momente trafen zum Glücke zwei Escadronen Kaiser-Dragoner mit drei Geschützen aus Vilova ein. Die Kartätschen dieser Geschütze brachten die ungeordneten Schwärme der Ungarn ins Schwanken und die ungestüme Attaque der Dragoner, vereint mit dem gleichzeitigen Bajonnettangriffe der Serben, vollendete ihre Verwirrung und warf sie in wilder Flucht vom Plateau wieder herab.

Dieses Eindringen der Ungarn auf das Plateau von Titel verursachte bei den Flüchtlingen aus der Bacska eine unbeschreibliche Panik.

Knićanin hatte das Gefecht mit Umsicht geleitet, was ihm freilich dadurch sehr erleichtert ward, daß er dem Angriffe der Ungarn gegenüber sich in einer außerordentlich günstigen Stellung befand, was der geringe Verlust von 8 Todten und 25 Verwundeten auch beweist.

Die Ungarn kämpften an diesem Tage mit wahrem Heldenmuthe; die Tapferkeit war auch die einzige Eigenschaft, welche sich bei diesen Terrainverhältnissen zeigen konnte.

Der Verlust der Ungarn soll über 1000 Mann betragen haben, viele Verwundete blieben in den Sümpfen, ohne daß sie herausgetragen werden konnten, sie müssen schrecklich durch Insecten, Hunger und Durst gelitten haben; noch am dritten Tage hörte man ihr Wimmern und Stöhnen. Nach diesem mißlungenen Sturme zog sich Vetter auf Szegedin zurück.

Am 5. August endlich erhielt der Banus die Nachricht, daß Haynau Szegedin besetzt habe, worauf er alle zur Offensive bestimmten Truppen in Marsch setzte.

Die Donauüberschiffung dauerte aber sehr lange, denn es waren blos drei schadhafte Dampfer zur Disposition, dies war der Grund, daß der Banus nur bis Uj-Becs gekommen ist, wo er den Haltbefehl von Haynau erhalten hat.

Auf dem Marsche zur Hauptarmee bivouakirte die Brigade Marsano in sehr heißen Tagen an den sumpfigen Ufern der Theiß, mit ihrem schmutzigen, schlammigen Wasser und litt sehr durch Mücken, Gelsen und schlechtes Wasser, dann kam sie nach Elemér, mit einem sehr schönen confortablen Schlosse, in welchem der Brigadier und ich übernachteten. Nie werde ich nach dem so qualvollen Bivouaks an der Theiß die Wohllust vergessen, welche ich in dem vorzüglichen breiten, französischen Bette genossen habe.

Peterwardein wurde zur Uebergabe aufgefordert.

Nachdem der Commandant des Platzes, Oberst Paul Kiß, durch Abgeordnete die Unglücksbotschaften bestätigt gefunden hat, wurde am 7. September Peterwardein mit einer Besatzung von 8000 Mann uns übergeben.

Die Leistungen der Südarmee können nicht mit demselben Maße gemessen werden, wie jene einer regulären Armee, wohl nie wurde noch ein Heer unter schwierigeren Verhältnissen ins Leben gerufen, als dieses bunt zusammengewürfelte. Nur die wenigen Bataillone der regulären und der oberen Grenzregimenter waren bei der Infanterie in Gefechten verläßlich, dann die wenigen Batterien der regulären Armee. Die Cavallerie bildete die Garde, auf welche sich der Banus im Glücke, sowie im Unglücke unbedingt verlassen konnte, und welche, wie zum Beispiel bei Kaacs, allein, ohne Mitwirkung der anderen Waffen, Siege erfochten hat.

Die ungesunde Sumpfgegend erhöhte den Krankenstand. Ende August waren 21.000 Mann, sonach ungefähr 50 Percent der ursprünglichen Stärke, in Spitälern, und abermals Tausende trugen die Keime tödtlicher Krankheiten in sich und erlagen später denselben in heimatlicher Erde.

Die Beweglichkeit der Südarmee lähmte der Umstand, daß sie größtentheils ein nationales Heer, bestehend aus den letzten Kräften wehrloser Länder, in denen nur Weiber, Kinder und Greise zurückgeblieben sind, nie aufhören konnte, ein schützendes Schild der bedrohten Heimat zu sein.

Anfangs führte der Banus eine erfolgreiche Offensive, deren Grenzen die eigenen Kräfte bezeichneten, dann eine active Vertheidigung, bis zuletzt das Mißverhältniß der Kräfte und der letzte verunglückte entscheidende Versuch ihm die reine Defensive aufgezwungen haben.

Jede dieser drei Perioden war reich an Kämpfen, von denen nur einer ein unglücklicher war. Bei so dürftigen Mitteln leistete der Banus das Möglichste und hat sich in der Geschichte den Namen eines Helden gesichert.

Nach der Beendigung des Feldzuges.

Nach Eintreffen des Haltbefehles verfügte ich mich ins Hauptquartier und bat um 14 Tage Urlaub, um durch die Bacska und das Banat nach Temesvar zu reisen. Man benützte diese

Gelegenheit mich statt eines anderen Officiers mit Schriften in das Armee-Hauptquartier zu senden.

Die Zerstörungen in der Bacska waren entsetzlich, die meisten Dörfer niedergebrannt. Auf der ganzen Strecke das gleiche Elend, die gleichen Greuel des nationalen Krieges mit seinen Verwüstungen, nie hätte ich damals geglaubt, daß Südungarn sich in verhältnißmäßig so kurzer Zeit, wie es der Fall war, wieder ganz erholen und zu größerem Wohlstande als vor dem Kriege gelangen werde.

Im Jahre 1861 oder 1862 sah ich, auf einer Visitirungsreise des Herrn Cavallerie-Inspectors Fürst Franz Liechtenstein, welchen ich als Major dienstlich begleitete, das Banat wieder blühend, wohlhabend und reich. Eine Reise im Banat ist in zwei Beziehungen höchst lehrreich.

Erstens, daß gleich vertheiltes Vermögen nicht gleich groß bleibt, daß sich mit der Zeit Arme und Reiche differenziren. Zweitens, daß nicht die Fruchtbarkeit des Bodens allein die Erträge gibt, sondern diese wenigstens ebensoviel von den Menschen abhängen.

Kaiser Josef ließ allen deutschen Colonisten gleich viel Boden vertheilen, jetzt soll es in den großen deutschen Dörfern Einzelne mit einem Vermögen von 4—500.000 Gulden geben, während die Mehrzahl der Colonisten vermögenslose Arbeiter mit Haus, Garten und keinen oder mit wenig Feldern sind.

Im Banat leben Deutsche, Ungarn, Serben und Rumänen. Deutsche und Rumänen bilden die Extreme, in einem Dorfe zum Beispiel ist Nr. 20 noch der Besitz eines Deutschen, mit Nr. 21 fangen die Rumänen an.

Der Boden ist mehrere Meter tief angeschwemmter Humusboden, überall gleich; Sonne, Wind und Regen ist doch für beide gleich und doch welch ein enormer Unterschied; die Deutschen haben ein geräumiges schönes Gehöfte mit zwei Prunkzimmern, mit polirten Möbeln, Vorhängen, Teppichen, Pferde, das Paar mit 1000 Gulden und darüber, schönes, großes Vieh, die Tochter bekommt 20.000 Gulden Mitgift, ja ich traf selbst einen Bauer, welcher seiner Tochter 50.000 Gulden gab.

Die Rumänen haben ein ärmliches Haus, kleine Pferde wie in Galizien, kleines schlechtes Vieh, es herrscht Armuth und alle paar Jahre Hungersnoth.

Sehr interessant sind die einzelnen bulgarischen Colonien, lauter Gärtner, Alles Gartencultur.

Im Banate wurde früher im jungfräulichen Boden nicht gedüngt. Die großen Mästereien bei den Spiritusfabriken führten den Dünger in Schluchten, eine Art Guanolager.

Die Bulgaren suchten solche in der Nähe eines Flusses auf, errichteten große Wasserschöpfräder, wie sie die Römer hatten, und besaßen hiemit das zur Gartencultur Nöthige, fruchtbaren, durchlässigen Boden, Dünger und Wasser zur Bewässerung, das Joch soll ihnen über 500 Gulden rein bringen.

Italienische und ungarische Regimenter im Jahre 1848 und 1849.

Vor dem Jahre 1848 war in den Provinzen außer Ungarns die vierzehn-, in Ungarn die zehnjährige Dienstzeit. Dabei gab es viele Reengagirte, besonders bei den Unterofficieren, sonach waren es Berufssoldaten und sehr tüchtige, altgediente Unterofficiere. Außer dem Compagnie- oder Escadrons-Commandanten bildeten die Unterofficiere die Hauptstütze, die oft sehr jungen Subalterofficiere leisteten wenig. Solche Berufssoldaten sind vom Zusammenhange mit der Bevölkerung ausgeschaltet, sie sind eine Kaste für sich, sie sehen mit Verachtung auf den Civilisten, auf den Bauern herab. Ihre Gesinnung und Denkungsart hängen hauptsächlich von dem Commandanten und den Unterofficieren ab; aus diesem Verhältnisse erklärt es sich, daß bei den italienischen Regimentern Theile derselben übergingen, andere dagegen treu blieben und ganz tüchtig rauften, je nachdem sie einen schwachen oder energischen Commandanten hatten. Oft waren die Commandanten Italiener, welche für die Befreiung, recte Losreißung Italiens Partei nahmen und die Mannschaft mit sich rissen.

Die im ungarischen Feldzuge befindlichen Italiener blieben meines Wissens alle treu, und das einzige italienische Cavallerie-Regiment Kreß-Cheveauxlégers galt als eines der Allerbesten, obgleich merkwürdigerweise auch Bewohner aus Venedig für dasselbe assentirt wurden. So ein Gondolieri brauchte wochenlang, bis er dazu zu bringen war, nur in den Stand seines Pferdes zu gehen.

Die Ueberläufer der italienischen Regimenter verdienten zweifellos, besonders aber deren Commandanten, nach der ganzen Strenge des Gesetzes behandelt zu werden.

Anders war es bei den Ungarn. Ungarn stellte alle zehn Jahre Recruten, in der Zwischenzeit ergänzte sich die Truppe durch Werbung.

Das Land öffnete bei der Recrutenstellung sämmtliche Gefängnisse, alle, selbst die schwersten Verbrecher, Raubmörder, Mörder, Mordbrenner wurden zum Militär gestellt, und der Handschlag bei der Werbung machte selbst den Vatermörder straflos, wenn er vor der Werbung noch unentdeckt war. Eine schöne Gesellschaft! Wie konnte eine derartige Schildwache das Gefühl der Sicherheit geben?

Ich erinnere mich noch an meine Knabenjahre, als meine Eltern in Wien in der Nähe der Alserkaserne wohnten, daß damals das ungarische Regiment Don Miquel mit rothen Aufschlägen in dieser Kaserne war. Abends beim Zapfenstreiche schloßen sämmtliche Geschäfte und öffneten erst, bis selbst die Nachzügler in der Kaserne waren.

Einmal gelang es den Soldaten, einen Einspänner, auf dem sich ein geschlachtetes Schwein befand, in die Kaserne zu bringen. Der Wagen ohne Schwein wurde aus der Kaserne geschafft. Es war evident, daß das Schwein in der Kaserne sei, es wurde überall gesucht, aber nicht gefunden. Es war in die Todtenkammer gebracht und in den Sarg, welcher verschlossen wurde, gelegt worden. Lichter brannten und zwei kniende Soldaten beteten. Man sah wohl auch in die Todtenkammer hinein, doch entfernte sich der junge Inspectionsofficier, nachdem er die brennenden Kerzen und die knieenden Soldaten gesehen hat.

Einst marschirte ein Husarenregiment. Der Oberst war in einem Schlosse einquartirt und sehr gastfreundlich empfangen worden. Als das Regiment zum Abmarsche gestellt war, wurde dem Obersten durch den Kammerdiener gemeldet, daß silberne Löffel fehlten. Das ganze Regiment mußte absatteln und wurde visitirt, aber nichts gefunden, worauf der Oberst das einzige Pferd, welches nicht visitirt worden war, nämlich das seinige, auch visitiren ließ. Die Löffel fanden sich in dessen Mantelsack, wo sie der Dieb versteckt hatte.

Bei dem Infanterie-Regiment Nr. 34 jetzt Preußen, damals Benzur, wurden 800 Sträflinge auf einmal assentirt, welche in der

Garnison Lemberg den Jüdinnen die Ohrringe sammt einem Stück Ohr wegrissen. Der Zapfenstreich war im Winter schon um 4 Uhr Nachmittags, um Verbrechen möglichst hintanzuhalten.

Bei meiner Escadron hatte ich in den Fünfziger-Jahren auch einen solchen assentirten Sträfling, einen Raubmörder, Namens Juház; wenn er 40 Stockstreiche erhielt, pfiff er einen Csardás und schlug mit den Sporen zusammen. Nach beendigter Strafe sprang er auf, pfiff und tanzte Csardás. Stockstreiche besserten ihn nicht, doch fand ich das richtige Mittel, im Winter einen kleinen Arrest, in dem er sich nicht legen konnte, ohne Pelz, acht Tage bei Wasser und Brot.

Nach den ersten acht Tagen stahl Juház in paar Tagen wieder, nachdem aber dieses Mittel repetirt worden war, ließ er mich schon nach vier Tagen, unter der Betheuerung, sich zu bessern und nie mehr zu stehlen, um Befreiung bitten. Er hielt auch sein Wort. Fragte man einen solchen Vitéz (Helden) nach seinen Morden oder Todtschlägen, so versicherte er stets, daß es kein Soldat, sondern nur ein Civilember (Civilist) war.

Im Jahre 1848 und 1849 ging in Italien, wie mir versichert wurde, blos ein Zug ungarischer Infanterie unter Lieutenant Dürr als Commandanten über. Sämmtliche ungarischen Regimenter waren ganz verläßlich und rauften sogar sehr tapfer, waren doch Gyulay-Infanterie unter Benedek bei Mortara, Ungarn.

Das Verhältniß der nach Ungarn commandirten Regimenter, Abtheilungen und einzelnen Officiere war ein ganz eigenthümliches, jetzt kann man es kaum verstehen.

Ungarn erhielt vom Kaiser eine Constitution und ein selbstständiges Ministerium, und als Feldzeugmeister Graf Latour Kriegsminister war, galt das ungarische Ministerium sammt der ganzen ungarischen Armee als treu, Banus Jelačić hingegen als Verräther. Wie viele Officiere wollten nicht nach Ungarn einrücken, weil ihnen die dortigen Verhältnisse Mißtrauen einflößten, und wurden trotzdem mit den Worten dorthin gesendet: „Der Soldat muß gehen, wohin ihm befohlen wird.“ Mészaros zum Beispiel war Oberst bei Radetzky-Husaren und wurde nach Ungarn commandirt; er wollte nicht gehen, bat den Marschall, dieser aber sagte, er könne nichts thun, worauf Mészaros sich geäußert haben soll, daß er lieber quittiren und als Gemeiner ins Regiment treten wolle. Es nutzte nichts, er mußte gehorchen.

Oberst Kudelka von Nr. 34 erhielt in Lemberg vom ungarischen Ministerium den Befehl, nach Pest zu marschieren. Er that es nicht. Hierauf erhielt er diesen Befehl von seinem commandirenden General Baron Hammerstein. Ein paar Tage nach Eintreffen in Pest gelang es ihm, mit 19 Officieren mit Lebensgefahr nach Wien zu entfliehen.

Es erging später wohl eine Verordnung, daß bis zu einem gewissen Momente jeder zur k. k. Armee straflos zurückkehren kann. Konnten jedoch die Officiere diese Verordnung erfahren? Glaubt man denn, die ungarische Regierung habe diese publiciren lassen? Man denke sich in die Lage der betreffenden Officiere, selbst in dem Falle, daß sie diese angeführte Verordnung erfahren haben würden, wie mißlich es ist, nach so langer Zeit die Truppe zu verlassen, mit der man im guten Glauben gekämpft hat. Nach Niederwerfung der Revolution ging man gegen viele entschieden ungerecht vor.

Haynau war ein vorzüglicher Armee-Commandant, jedoch rücksichtslos, hart und grausam. Ich weiß nicht, wie viele der harten, theilweise ungerechten Urtheile ihm und wie viele dem Streberthum der Auditore zuzuschreiben sind. Ich erinnere mich ganz gut, daß ich oft empört war, wenn die größere Summe von Todesurtheilen und Festungsjahren Verdienste der Auditore bildeten, welche deswegen mit Orden ausgezeichnet wurden. Wie oft dachte ich mir, daß der Ausgezeichnete moralisch tiefer als der Verurtheilte stehe.

Ich erinnere mich an einen Oberlieutenant, der zur Festungsstrafe verurtheilt wurde, weil er Adjutant des Rebellenhäuptlings Nadosy war. Letzterer befand sich nach der Revolution sehr wohl in Wien als Commandant der Artillerie-Equitation, übernahm später die spanische Reitschule und wurde sogar befohlen, Ihre Majestät die Kaiserin zu Pferde zu begleiten, welche sich aber diese Begleitung bald verbeten hat. Durch die langjährige Festungsstrafe moralisch und physisch arbeitsunfähig gemacht, ging der ehemalige Oberlieutenant zum damaligen Stellvertreter des Kriegsministers, Feldmarschall-Lieutenant Baron Blasits, einem höchst gerechten und wohlwollenden Charakter, der ihm einen Gnadengehalt in der Höhe seiner Pension erwirkte.

Im Jahre 1859 war die Dienstzeit sieben Jahre, da zeigte sich, so wie im Jahre 1866, ein großer Unterschied zwischen Infanterie und Cavallerie. Die erstere vermehrte den Friedens-

stand der Compagnie von 70—80 auf über 200 Mann. Die Cavallerie hingegen marschirte mit dem Friedensstand in den Feldzug. Die Husaren waren durchgängig verläßlich, nicht so die Infanterie, deren Urlauber namentlich 1859 mit „Eljen a Kosut“ sich in Ungarn einwaggonirten. Sie gingen wohl anfangs nicht über, rauften aber schlecht und ließen sich theilweise absichtlich gefangen nehmen.

Ich erinnere mich auf ein Infanterie-Regiment mit blauen Aufschlägen, ich glaube es war Schönhals, welches sich früher in Schlesien assentirte, vor 1859 aber ein ungarisches Regiment wurde. Dieses hatte ein ausgezeichnetes Officierscorps und trotz desselben hielt es nicht Stand. Viele Officiere schämten sich und blieben ohne Mannschaft zurück, um den Heldentod zu sterben, so weiß ich dies zum Beispiel vom Hauptmann Leiner, der stehen blieb, dann auf ein Knie fiel, bis er tödtlich getroffen seinen Geist aufgab.

Vor dem Feldzuge 1859 war ich Major des Generalstabes in Wien und erinnere mich, daß, als ich hörte, die ungarischen Urlauber rücken mit „Eljen a Kosut“ ein, ich gesagt habe, diese werden dem kleinen Friedensstande corrumpiren und schlecht raufen, was mir wohl übel genommen wurde, aber sich leider bewahrheitet hat; mir war und ist die Politik des Vogels Strauß stets unverständlich. Jetzt ist unsere Armee ein Volksheer, noch dazu meistens mit jungen Unterofficieren, kein Mensch kann glauben, daß der Soldat durch eine eigentlich blos $2^1/_2$jährige Dienstzeit ein Lanzknecht werde. Als junger Soldat wird er noch immer unter allen Umständen gehorchen, aber der Urlauber, falls der Volksgeist gegen die Regierung wäre, wird nicht mehr verläßlich sein, besonders unter Unterofficieren, welche jünger als er sind.

Die deutsche Armee ist dadurch weit besser daran, daß sie ein reengagirtes Unterofficierscorps besitzt. Dieses müßte auch bei uns geschaffen werden. Das kann aber nur dadurch geschehen, wenn man die Reengagirten pecuniär so stellt, daß sie bleiben und man ihnen später hinreichend gut dotirte Civilanstellungen mit Pension gibt. Bei Vielen bildet aber die Unkenntniß im Lesen und Schreiben ein Hinderniß für solche Civilanstellungen, ebenso die Nothwendigkeit, zwei Sprachen sprechen zu müssen.

Man hat soviel für die Armee gethan, nicht das Kleinste wäre, dafür zu sorgen, daß überall die Volksschulen ihren Zweck

erfüllen, was aber bei der geringen Bezahlung der Volksschullehrer und dem Mangel an Lehrerseminarien in einzelnen Ländern unmöglich ist.

Gute Schulen sind von größter Wichtigkeit, sie legen den Grundstein für die Zukunft des Staates, daher sollte Letzterer jenen die allergrößte Aufmerksamkeit zuwenden. Nicht um Lesen, Schreiben und Rechnen allein handelt es sich in den Volksschulen, sondern auch um die Erziehung des Charakters, um die Beibringung streng moralischer Grundsätze, und eines österreichischen, nicht eines Länderpatriotismus.

Die Eindrücke der Jugend sind die bleibendsten, halten durch das Leben fest und wenn auch manche Grundsätze später im Leben modificirt werden, das Hauptsächliche bleibt doch. Wem z. B. in der Jugend die Wahrheit als Höchstes, die Lüge hingegen als verächtlich galt, der wird später sich nur sehr widerwillig selbst einer conventionellen Lüge bedienen.

Viele, namentlich die obersten Schichten der Gesellschaft, glauben, der Religionsunterricht allein genügt dazu; dies halte ich für einen Irrthum!

Folgende Beispiele mögen dies veranschaulichen.

Mein Schwiegervater, ein Großgrundbesitzer in Galizien, war ein sehr humaner Mann, was auch die Bauern vor 1848 anerkannten. Als im Jahre 1846 die Bauernrevolution bei Krakau in unserer Gegend bekannt wurde, hielten die Bauern im Wirthshause Versammlungen und beschlossen: „Unser Herr ist sehr gut, ihn dürfen wir nicht lange leiden lassen". Ueber das Tödten waren sie keinen Moment im Zweifel, obgleich es in den zehn Geboten heißt: „Du sollst nicht tödten", das Tödten eine Todsünde ist, und die polnischen Bauern für religiös und fromm gelten.

Ich habe mich bei vielen Gelegenheiten überzeugt, daß die Sitte derjenigen Gesellschaft, in der man lebt, über das Thun oder Lassen entscheidet, was in dieser verächtlich gilt, wird gemieden.

Das Duell ist nach der katholischen Religion verboten, und wer würde die Herausforderung, in Gesellschaftskreisen lebend, verweigern, in welchen diese Verweigerung den Betreffenden zum Feigling stempelt und der allgemeinen Verachtung preisgibt. Wenn kein Bekannter dem Betreffenden die Hand gibt, wenn ihn Alles meidet, so wird ihm das weitere Verbleiben im Lande unerträglich gemacht.

Ein englischer Rittmeister der königlichen Garde fuhr einmal allein mit einer Dame in einem Eisenbahncoupé und wollte sie küssen, küßte sie aber nicht. Er wurde infolgedessen aus den zwei Clubs, in denen er war, 'ausballotirt. Das Regiment mußte er verlassen, ein Befehl der Königin verbot, daß er weder im Militär noch im Civil angestellt werden darf. Gemieden von allen seinen Freunden, verließ er England und erhielt durch Protection eine Stelle in der Türkei.

Für alle Christen besteht dasselbe Gebot: „Begehre nicht deines Nächsten Frau".

Wie verächtlich macht der Ehebruch eine Frau im Norden Europas, wie lax und milde wird derselbe oft im Süden beurtheilt, trotz derselben Religion.

Jetzt kommt die zweijährige Dienstzeit, welche Deutschland für die Infanterie hat, auch bei uns auf die Tagesordnung.

Bevor wir kein reengagirtes Unterofficierscorps besitzen, kann von dieser keine Rede sein, denn wenn auch der Soldat in zwei Jahren abgerichtet werden kann, so müssen Unterofficiere vorhanden sein, welche fähig sind, ihn auszubilden.

Unsere verschiedenen Nationalitäten erschweren auch im Militär, wo doch jede Politik ausgeschlossen ist, selbst die zweckmäßigsten Einrichtungen. Das Territorialsystem z. B. begünstigt die Schnelligkeit der Mobilisirung, hat aber bei uns, namentlich im Falle einer Revolution, große Schattenseiten und im Falle eines Krieges werden die Magyaren ungern gegen die Türkei, die Deutschen, namentlich aus dem nördlichen Böhmen, gegen Deutschland und die Czechen, deren Herzen russisch fühlen und schlagen, gegen Rußland kämpfen. Die Russen haben das Territorialsystem nicht angenommen, sie recrutiren sich aus dem weiten Reiche, daher man stets auf eine sehr langsame Concentrirung an Rußlands westlichen Grenzen rechnete. Die Russen stehen jetzt mit einem sehr großen und dem besten Theile ihrer Armee in Polen mit 70 oder 75 Percent des Kriegsstandes, also mit sehr starkem Friedensstande, welchen wir gar nicht pecuniär ertragen könnten. Der Rest wird im Kriegsfalle in Polen ergänzt, daher mit einem Schlage zwei Fliegen getroffen werden, eine schnelle Mobilisirung und eine schlecht gesinnte Minorität in die Regimenter vertheilt.

Auf die Ausführung kommt es an, dies ist stets bei allen Gesetzen und Einrichtungen der Fall.

Wenn meine Erinnerungen vom Militär zum Civil streifen, so zeigt es sich, daß bei politischen Verbrechen wohl stark Compromitirte gut daran thun, wenn sie noch am Leben ein Vergnügen finden, sich durch die Flucht der Schlinge des Henkers zu entziehen. In der Politik sind die Anschauungen, was gut und schlecht ist, wandelbar und veränderlich.

Mir fallen zwei Minister ein, welche infolge der Revolution zum Tode verurtheilt waren: Seine Excellenz Baron Zimialkowski und Seine Excellenz Graf Julius Andrassy.

Bei Letzterem ist die Metamorphose gar merkwürdig.

Als Rebelle zum Tode verurtheilt, dann als ungarischer Ministerpräsident berufen, bei der Krönung in Preßburg Seiner Majestät dem Kaiser die Stephanskrone aufs Haupt zu setzen, später Minister des Aeußern von Oesterreich und was mehr als alle officiellen Titeln sind, ist, daß sowohl Seine Majestät als Ihre Majestät aufrichtige und herzliche Gefühle der Freundschaft für ihn bis zu dessen Tode hegten.

Unter Schmerling's Ministerpräsidentschaft seufzte Dr. Falk im Kerker, für das, daß er für die Verleihung einer Constitution für die Ungarn in seinem Journal, dem „Pester Lloyd" schrieb, gewann aber später, als seine Wünsche zur Wirklichkeit wurden, ein so hohes Vertrauen bei Sr. Majestät dem Kaiser, daß er zum Lehrer der ungarischen Sprache für Ihre Majestät ausgewählt wurde. Gegenwärtig ist er eines der geachtetsten und einflußreichsten Mitglieder der Parlamentsmajorität in Ungarn.

Laien werden bei unserem Nationalitätengemische fragen, welche sind denn die tapfersten Soldaten?

Jede unserer Nationen, wenn sie als Truppe disciplinirt ist und gute Commandanten hat, zeichnet sich durch Tapferkeit aus.

Die rumänische Armee, bevor ein Hohenzollern ihr Fürst war, hatte den allerschlechtesten Ruf und dennoch zeichnete sie sich nach Einführung des preußischen Drills bei Plevna hervorragend aus.

Wie tapfer fochten die Bulgaren unter dem Battenberger!

Auf den Commandanten kommt es sehr viel an, so wie beim Hindernißreiten auf den Reiter; hat Letzterer sein Herz über das Hinderniß geworfen, so ist auch das Pferd schon darüber.

Es gibt allerdings nach dem Volkscharakter und den Volksgewohnheiten Nuancen. Der Franzose sagt: „Il a le vin gais

au le vin triste". Ebenso wirkt die Gefahr auf den Einen anregend und erheiternd, einen Zweiten stimmt sie ernst. Die Einen besitzen bei Erfolgen einen wunderbaren Elan, im Unglück dagegen fehlt ihnen die Ruhe und die zähe Ausdauer. Bei einer Truppe brauchen sich die Officiere nicht so sehr zu exponiren, bei einer andern müssen sie durch ihr Beispiel aneifern. Die Einen ertragen leicht Strapazzen, sind sehr genügsam und ausdauernd, andere sind anspruchsvoller und leiden bei schlechter Verpflegung und Unterkunft an Krankheiten.

Ein noch so tapferer Soldat im Spital ist aber nur eine Last.

Das gute Marschiren hängt nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung nur von guter Beschuhung, guter Marschdisciplin und guter Verpflegung der Mannschaft ab. Merkwürdig ist, daß unter gleichen Umständen bei den bosnischen Regimentern die Mohamedaner, wie mir erzählt wurde, besser als die anderen marschiren sollen.

„Allah hat es befohlen und der Mann geht, bis er wirklich nicht mehr kann."

Die modernen Millionen-Armeen.

Die modernen Millionen Armeen zehren am Marke der Völker Europas.

Es kommt stets auf den Standpunkt an, von welchen man die Ereignisse beobachtet. So zum Beispiel werden von vielen Landwirthen mit großen Opfern die Hagel- und Feuerversicherungs-Prämien gezahlt. Andere zahlen Lebensversicherungen, die Opfer für die großen Armeen sind Versicherungen gegen den Krieg, welchen zu beginnen keine Regierung, außer der russischen, den Muth finden wird. Für jeden Culturstaat mit Industrie und Handel bedeutet heute Krieg, bei dem Umstande, daß jeder wehrhafte Mann Soldat sein muß, ob Sieg oder Niederlage, den Ruin.

Alles bleibt stehen, der Landmann kann nicht säen, die Feuer der Fabriken müssen gelöscht werden, der Handel wird unterbunden, jeder Erwerb, jeder Verdienst hört auf.

Soweit menschliche Voraussicht urtheilen kann, scheint glücklicherweise auf Generationen hinaus in Europa jeder Krieg ausgeschlossen.

Frankreich fängt allein gewiß keinen Krieg gegen Deutschland an, und Rußland wird Frankreich zulieb sicher keinen Feldzug beginnen. Rußland kokettirt gerne mit Frankreich, benützt dessen Eitelkeit, Chauvinismus und Verblendung, um sich Geld zu borgen und für alle Fälle in der Zukunft sich dessen Armee nutzbar zu machen, doch hat es begreiflicherweise nur sein Interesse und nicht jenes Frankreichs im Auge.

Deutschland ist friedliebend, will in Europa nichts erwerben, und mit Allen in Frieden leben.

Krieg oder Frieden hängt nur von Rußland ab, doch dieses scheint auf Generationen hinaus in Asien für seinen Expansionsdrang vollauf Beschäftigung zu finden.

Jetzt der Schutz der Eisenbahnen in der Mandschurei, welches die Russen ebenso wenig, wie die Engländer Egypten verlassen werden, dann kommt Rußlands großer Traum, Indien zu erobern, was wahrscheinlich viele Jahre dauern wird, denn die Engländer sind keine Chinesen, sondern ein tapferes Volk; Rußland will auch über Persien das Meer erreichen und endlich strebt es die freie Durchfahrt der Dardanellen im Bosporus und den Besitz Constantinopels an.

Noch vor 20 Jahren sagten die Russen „Ueber Wien nach Constantinopel".

Die Zeit ändert viel. Die russische Diplomatie läßt in Bezug auf den Besitz Constantinopels die Zeit arbeiten, sie rechnet darauf, England in Indien zu besiegen und hofft, daß ein derart geschwächtes England den Besitz Constantinopels nicht mehren können wird. Frankreich geht mit und nicht gegen Rußland. Deutschland wird die Pläne Rußlands im Oriente nie durchkreuzen und Oesterreich allein wird gute Miene zum bösen Spiele machen müssen.

Nach Allem diesen sollte man glauben, daß in den nächsten Generationen kein Krieg in Europa sein wird. Aber wie oft haben Prophezeiungen sich blamirt! Alle Nationalökonomen zum Beispiel sahen die Lebensmittel steigen und die Arbeitslöhne fallen, auf dieser Voraussetzung entstanden die socialdemokratischen Lehren und gerade das Gegentheil trat ein.

Den Krieg mit Rußland hielt man für unausweichlich; im Jahre 1887 wollte der preussische Generalstab die Unfertigkeit der Russen deswegen benützen, weil er den Krieg in der Zukunft für unabwendbar hielt.

Bismarck, der überlegenere Geist, fand es unvernünftig, einen Krieg, bei dem nur zu verlieren ist, blos deswegen zu beginnen, um die Schwäche desjenigen zu benützen, welchen man in der Zukunft als Gegner fürchtet. Er meinte, die Zukunft könne die Verhältnisse ändern, und er hatte recht.

Auch in Oesterreich war ein Mann, der mit aller Entschiedenheit gegen den von Preußen geplanten Winterfeldzug auftrat, nnd das war Seine Excellenz der Generalstabschef Feldzeugmeister Baron Beck, obgleich seine ganze Umgebung in die Kriegstrompete blies. Dies ist ein großes Verdienst und sichert ihm ein Blatt in der Geschichte, denn unsere Armee mit ihrer für einen Winterfeldzug in Rußland unzureichenden Bekleidung wäre zugrunde gegangen. Man erinnere sich, in welchem Zustande sich die Armee in Galizien 1854 befand, im eigenen Lande ohne Krieg. Ganze Regimenter waren in Spitälern, besonders stark haben die deutschen Regimenter gelitten.

Trotz der so sehr verbesserten Feuerwaffen wird ein Krieg mit Rußland kein Kugel-, sondern ein Verpflegskrieg werden, weit mehr Kranke als Verwundete werden die Spitäler füllen.

Ich bin überzeugt, wenn es je zu einem Kriege mit den Millionen-Armeen kommen sollte, so werden sich diese selbst ad absurdum führen und man wird zu kleineren Armeen zurückkehren, welche besser sein können und leichter zu verpflegen, zu bewegen und zu kommandiren sind.

Jeder spricht nur von der Schwierigkeit der Verpflegung und denkt dabei ans Essen, aber das Wasser zum Trinken wird im Sommer noch mehr fehlen, bei den Millionen-Armeen müßten die Flüsse senkrecht auf die Marschrichtung fließen und so dicht nebeneinander sein, daß täglich an deren Ufern die Lager bezogen werden könnten. Die Wassercalamität trat schon bei den Friedensmanövern auf, bei welchen doch nur ein paar Armeecorps auf nicht vollem Kriegsfuße concentrirt sind.

Daß in Rußland nichts zu requiriren sein wird, darüber gibt sich wohl Niemand einer Täuschung hin, denn die Russen schaffen Vieh und Vorräthe entweder weiter ins Innere oder vernichten

sie, und daß der Nachschub, trotz Feldbahnen, bei so wenig Straßen und Eisenbahnen, welche letztere wegen ihrer breiten Spurweite gar nichts nützen können, wenn die russischen Betriebsmittel fehlen, stets schwieriger wird, je weiter man ins Land vorrückt, sieht selbst jeder Laie ein.

Der Laie aber meint, man solle sich im eigenen Lande vertheidigen, weiß aber nicht, daß auch eine siegreiche Vertheidigung ohne nachhaltiger Verfolgung sicher zur endlichen Niederlage führt, denn der Angreifer kann sich wieder sammeln und verstärken, und Rußland fehlt es weder an Menschen, noch Pferden, noch Kriegsmaterial. Wenn Rußland nicht im Innern krank wird, wozu sich vorderhand keine Aussicht zeigt, so wird es von Jahr zu Jahr mehr und mehr ein nole metangere.

Ich halte für Rußland sein enorm großes Agrarproletariat allein für gefährlich, denn die intelligenten Classen bilden im Vergleiche zu anderen Ländern zu wenig Hefe, um in den ungebildeten stumpfsinnigen großen Massen eine Fermentation erzeugen zu können. Rußlands Regierung trachtet aber, das Agrarproletariat durch Colonisation unschädlich zu machen.

Die russische Regierung ist stets dem Volksgeiste voraus, ohne jedoch demselben vorauszueilen, regiert mit Hilfe der breiten Schichten und trachtet vor Allem ihr Wohl zu fördern.

Diese Ueberzeugung greift bei den Bauern sogar über unsere Grenze, denn ich überzeugte mich bei Umfragen im Jahre 1887 oft, daß unsere Bauern in Ostgalizien die Russen nicht als Feinde fürchten, wie oft hörte ich: „Uns werden die Russen nichts machen, die Herrenschlösser werden sie anzünden."

Keinenfalls darf man beim Landsturme in Ostgalizien darauf rechnen, daß dieser bei der Grenzüberschreitung der Russen denselben Hindernisse bereiten und unsere Vortruppen unterstützen werde. Auf den rückwärtigen Linien mag der Landsturm Verwendung finden, vorne aber wird er nur Enttäuschungen bereiten, an vielen Orten wird man ihn mehr als die Russen fürchten.

Im ersten Momente ist ein Ueberfluthen mit russischer Cavallerie sicher, denn bei den Russen ist das Schlagwort: „Die Mobilisirung zu stören und die Eisenbahnen zu zerstören." Dies wird der erste Act, der zweite kann das Zurückgehen dieser Reiter-

massen sein, worauf erst das große Drama, der Kampf beider Armeen, beginnen wird.

Man hoffe auf keine Wunder, daher soll soviel Cavallerie als nur möglich in Galizien dislocirt sein, sonst kann es zu spät werden, wenn man darauf rechnet, den Rest unserer Cavallerie erst im Bedarfsfalle nach Galizien zu werfen. Bis es zum Kriege kommt, wird eine Kriegserklärung zu machen ganz aus der Mode sein, hat man doch schon 1866 die Kriegserklärung erst beim Einmarsche unseren Vorposten übergeben.

Nach den bisherigen Erfahrungen war unsere Diplomatie nicht besonders weitsehend, doch muß man gerecht sein und sagen, daß wir nie den Krieg wollten, und daß nur derjenige, welcher die Offensive ergreifen will, auch den Vortheil der Initiative der Idee hat.

Bei der Cavallerie kommt es nicht so sehr auf die absolute Uebermacht als auf die Führung und Gediegenheit der Truppen an, aber Alles hat seine Grenze, es gibt eine Uebermacht, die Alles, erdrückt, mit welcher selbst ein minderer Führer von allen Seiten angreifen und vor dem man nur beobachtend zurückweichen kann.

Die Cavallerie aller Länder Europas kennt man von den großen Manövern her, nur die russische nicht, weil fremde Officiere zu den russischen großen Manövern nicht zugelassen werden. Aus Allem was ich aber höre und gelesen habe, soll gerade für die Ausbildung der russischen Cavallerie-Officiere sehr viel geschehen.

In einem künftigen Kriege wird die russische Cavallerie auf einer weit höheren Ausbildungsstufe sein, als sie es im russisch-türkischen Krieg war, in welchem die Cavallerie auch in der Aufklärung recht wenig geleistet hat.

Jedenfalls wird in Rußland für den Krieg und nicht für den Frieden gearbeitet, was schon die Pferdehaltung beweist, bei welcher auf Ausdauer und Abhärtung und nicht auf kurzes glattes Haar gesehen wird.

Ich überzeugte mich in der Moldau, was eine rationelle Abhärtung der Pferde leisten kann, den ganzen Winter standen meine vier Reitpferde, darunter zwei Vollblut, in einem offenen Schupfen, in welchem das Wasser fror, auf dem Marsch nach
ien .. bivouakirten wir bei Schneegestöber, ohne daß die
den geringsten Schaden genommen haben.

Die russische Cavallerie besteht aus:

2 Garde-Cavallerie-Divisionen, bestehend aus Garde-Cavallerie-Regimentern (Chevalier-, Kürassier-, Uhlanen-, Husaren-, Dragoner-, Grenadiere zu Pferde);

die „combinirte" Cavallerie-Division besteht ebenfalls aus Cavallerie-Regimentern (Uhlanen, Husaren, Armee-Dragoner-R.);

16 Cavallerie-Divisionen, bestehend je aus 3 Armee-Dragoner- und 1 Kosaken-Regiment;

4 Kosaken-Divisionen, bestehen je aus 4 Kosaken-Regimentern.

Die Regimenter Nr. 49, 50, 51 und 52 (Armee-Dragoner) stehen nicht im Divisions-, sondern nur im Brigade-Verbande; die beiden ersteren bilden die „1.", die anderen die „2. selbstständige Cavallerie-Brigade".

Die Kosaken haben stets gut aufgeklärt, und deren Patrouillen zur eigenen Sicherheit werden gewiß ihren Zweck erfüllen, sie dürften ferners in feindlicher Front oder Flanke demonstriren, und können außerdem den feindlichen Divisionären recht unangenehm werden, wenn Letztere ihrer Truppe vorauseilen, um die feindlichen Bewegungen zu beobachten.

Die Dragoner dürften uns im Gefechte zu Fuß überlegen sein, was bei den vielen Sümpfen und Waldungen in den Grenzbezirken auf beiden Seiten der Grenze von großem Einflusse sein kann.

Bei der Seltenheit guter Cavallerieführer dürfte es gewiß verhältnißmäßig auch bei den Russen wenige geben, nirgends wachsen sie wie Spargel im Garten.

Die Russen marschiren mit starker Vortruppe, mit 2 Reihen Patrouillen vorne, zum Beispiel eine Cavallerie-Brigade mit 3 Officiers-Patrouillen, 2 bis 4 Werst dahinter 10 kleine Patrouillen. Dann folgt der Vortrupp mit Seitendeckung in gleicher Höhe, 2 Werst dahinter die Avantgarde, dann auf 2 Werst das Gros.

Nimmt man die kleinsten Distanzen an, so sind von den Officierspatrouillen bis zum Gros 6 Werst, ein Werst ungefähr ein Kilometer, daher selbst im Galopp 15 Minuten von der ersten Patrouille bis zur Tête des Gros, wodurch es unmöglich erscheint, überraschen zu können.

Das russische Reglement macht mir den Eindruck der Schwerfälligkeit, obgleich viel von Ueberraschung geschrieben ist.

Ein richtiges Urtheil kann man aber erst gewinnen, wenn man größere Cavalleriekörper manövriren gesehen hat, denn es kommt auf die Ausführung und Anwendung an.

Im Jahre 1887 fand ich, daß die Polen die russische Armee für minderwerthig hielten, was sie mit der langsamen Niederwerfung des Aufstandes 1863 und mit dem Verlaufe des türkisch-russischen Krieges motivirten.

Der Aufstand 1863 kann hiefür keinen Beweis liefern.

Die Preußen waren Anfangs neutral später dem Aufstande feindlich, die österreichische Regierung war dagegen den Aufständischen freundlich gesinnt. Diese konnten daher, wenn sie in der Nähe der Grenze fochten, stets sich der Verfolgung der Russen entziehen, und von Oesterreich aus auch neu geordnet und meist verstärkt die Offensive neu ergreifen.

Im Innern von Russisch-Polen sind große ausgedehnte Waldungen, welche die ungestörte Sammlung der Insurgenten-Abtheilungen begünstigten.

Die Resultate der Gefechte sprachen für die Russen, denn nur in wenigen derselben blieben die Insurgenten vorübergehend Sieger. Selbst die Erfolge von Langiewicz beim „Heiligen Kreuz“ und bei Staszów, die ihm mit dem Nimbus eines siegreichen Helden umgeben hatten, waren äußerst dürftig. Schon am 22. Februar wurden seine Truppen 5000 Polen von 1500 Russen in der Stellung von Malagosz geschlagen und am 18. März versagte sein Corps derart, daß er jede Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern aufgab, es mit seinem Stabe verließ und sich am 19. März über die österreichische Grenze in Sicherheit brachte.

Die lange Dauer des Aufstandes 1863 hatte nicht den Grund im Versagen der Russen, sondern in dem stets Erstehen von neuen Insurgentenbanden.

Im russisch-türkischen Kriege wurden die Türken sowohl qualitativ als auch quantitativ unterschätzt. Die Geringschätzung des Feindes straft sich stets. Der russische Botschafter in Constantinopel, Ignatieff, soll behauptet haben, der Feldzug werde blos eine militärische Promenade sein; auch mag er auf die Wirkung von Bestechungen bei den Türken gerechnet haben. Jedenfalls benahm

sich Abdul Kerim Pascha sehr unthätig und der beinahe unvertheidigte Donauübergang muß Jedem auffallen.

Die russische Armeeleitung beging große Fehler und ganz unbegreiflich ist es, daß trotz der zahlreichen russischen Cavallerie Osman Pascha ganz unbemerkt nach Plewna kommen konnte, welche Nachlässigkeit so viel Blut gekostet hat. Für die Fehler von Oben ist die Truppe doch nicht verantwortlich, die eine ganz vorzügliche Disciplin und Tapferkeit zeigte. Die russischen Soldaten sind tapfer, ruhig, gehorsam und glauben unerschütterlich so wie die Türken an Gott und ein Fatum, fürchten den Tod nicht, sie kämpfen mit wahrer Todesverachtung, jedoch waren sie damals für die neue Schießtaktik noch nicht ausgebildet, denn sie gingen beim Angriffe ungedeckt, und ohne genug von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen, vor; in einem künftigen europäischen Kriege dürfte man die russischen Soldaten gewiß als bessere Tirailleurs wieder finden, jedoch werden dieselben bei der geringen Volksbildung die westlichen Armeen in dieser Hinsicht nicht erreichen.

Trotz der Unwahrscheinlichkeit eines Krieges in Europa muß stets der Kriegszweck im Militär maßgebend sein. Nicht Alles läßt sich voraussehen, es treten unvorhergesehene Zufälle ein. Bei einem monarchischen Staate wie Rußland ist die Volksstimmung oft viel einflußreicher auf den Monarchen und die Regierung, als in einem constitutionellen Staate, in welchem das Parlament ein Sicherheitsventil bildet und deren Majorität oft von der Regierung beeinflußt werden kann. Den türkischen Krieg wollte doch auch nicht der russische Kaiser, sondern Katkow mit dem slavischen Comité, welcher die Volksstimmung derart bearbeite, daß der Kaiser gegen seinen Willen ihr nachgab und den Krieg beschloß.

Trotz der Unwahrscheinlichkeit eines Krieges in Europa müssen diejenigen, welche sich dem militärischen Berufe widmen, das Ideal des wahren Soldaten, den Krieg, stets vor Augen haben, für diesen sich ausbilden, mit ganzer Seele für diesen leben, und stets Schillers schöner Worte gedenken:

„Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen;
Da tritt kein Anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein!“

Agram.

Nach dem Feldzuge wurde ich zum Generalcommando nach Agram eingetheilt.

Ein Theil der Stadt Agram liegt auf einem Berge, dortselbst befanden sich alle Civil- und Militär-Regierungsgebäude; es wohnten dort die Spitzen der Behörden und die gesellschaftlich vornehmen Familien, dort war auch das Casino, von Militär und Civil besucht, die damals harmonirten.

Die untere Stadt war die Geschäftsstadt, jedoch einen größeren Handel gab es nicht, ohne schiffbaren Fluß, damals noch ohne Eisenbahn.

In Croatien, Slavonien und Bosnien lieferten die großen Eichenwaldungen mit ihren spaltbaren Eichen Faßdauben. Deren Erzeugung war die einzige Industrie, welche einzelne Unternehmer, wie zum Beispiel die Gebrüder Pongratz, zu Millionären machte.

Eine eigentliche aristokratische Gesellschaft gab es nicht. Die Aristokratie hatte für Ungarn Sympathie, deren Mitglieder hießen Magyaronen, diese mieden Agram, wo Alles croatisch fühlte und dachte.

Die Officiere verkehrten sehr wenig in Privathäusern beinahe ausschließlich mit den Familien nur im Casino. Zu dessen Mitgliedern zählten Officiere, Beamte, mittlere Grundbesitzer, die Intelligenz, Doctoren und Advocaten, endlich die wohlhabendsten Kaufleute mit ihren Familien. Manche Frauen konnten wenig deutsch.

Es gab blos zwei offene Häuser, deren Salons täglich Abends nach dem Theater gastlich offen standen; jedoch waren dies zwei feindliche Lager, Niemand konnte in beiden Salons gleichzeitig verkehren. Die Garnison bildeten Grenzer, unter den anderen Officieren gab es wenig Unverheiratete, daher waren l e d i g e, gesellig gebildete Officiere ein S e l t e n h e i t s a r t i k e l, welcher bei dem feurigen Temperamente der Frauen und deren tyrannisch-orientalischen Behandlung von Seiten ihrer Ehemänner sehr beliebt und gesucht war.

Agram war für solche Officiere damals ein Eldorado, wenig militärischen, desto mehr Minnedienst. Jedoch zu viel Glück hört auf geschätzt zu werden.

Die ersten Monate studirte ich die Feldzüge 1814, wobei Major Wagner mir helfend zur Seite stand.

Trotz meines Antisprachentalentes lernte ich einer schönen Croatin zuliebe croatisch, ich brachte es zum conversiren.

Um die Verhältnisse von Land und Leuten kümmerte ich mich damals nicht, Herzensangelegenheiten verdunkelten meinen Beobachtungsinn.

Meine Wohnung lag in der oberen Stadt mit der Aussicht auf die gegenüberliegenden, mit Gärten und Waldungen bedeckten Anhöhen, eine recht hübsche Lage; ich war die einzige Partei, wohnte ebenerdig, im ersten Stock der Hausherr sammt Frau.

Ich speiste im Casino. Gäste waren dort Major Philippovič, Souschef des Generalstabes. Er war jung, hübsch, mit sehr einnehmenden liebenswürdigen geselligen Formen. Nach ihm warfen die Schönen Agrams ihre Netze aus, bis er von jenem, einer bezaubernden Frau gefangen, ihr Sclave wurde.

Unter allen Casinobesuchern war mir Hauptmann Zastavnikovič der weitaus sympathischeste, an dem ich mich auch innig anschloß, ein gerader, offener und wahrheitsliebender Charakter, mit antiken Muth, Tapferkeit und aufopferungsfähiger Freundschaft. Wir blieben Freunde bis zu seinem Tode, der ihn als Abtheilungsvorstand der Grenzabtheilung im Kriegsministerium ereilte.

Ein in seinem Alter fromm gewordener Oberst war auch täglicher Gast im Casino. Drei junge Lieutenants wollten ihn erschrecken, sie meinten, er glaube an Geister. Der Oberst hatte an der Wand neben seinem Bette zwei geladene Pistolen hängen. Die drei Lieutenants bestachen den Diener und nahmen die Kugeln aus den Pistolen heraus. Mitternachts schlichen sie sich in das Schlafzimmer des Obersten und bildeten einen Kreis um den in der Mitte stehenden Tisch; auf den Köpfen hatten sie Todenschädel mit brennenden Lämpchen und waren in Leintücher gehüllt. Der Oberst forderte sie auf, sich zu entfernen, und drohte nach ihnen zu schießen. Nachdem sie der Aufforderung nicht nachkamen, schoß der Oberst. Der Schuß krachte, doch die Kugel fiel auf das Bett zurück. Der Oberst schoß die zweite Pistole ab, das Gleiche, die Kugel ward zurückgeworfen. Es war Mondschein, das Bett stand aber im Schatten; der Oberst stand auf, hüllte sich ebenfalls in ein Leintuch, trat auch in den Kreis der Gespenster. Einen Vierten sehend, erschracken die drei Ersteren und nahmen Reißaus.

Ein Großgrundbesitzer aus der Umgegend war auch oftmaliger Gast im Casino; 30 Jahre später trieb er sich in Wien in

[illegible]

[illegible] eigentlich nicht [illegible]

[illegible] Major Philippović, [illegible] nach längerer Zeit [illegible]

[illegible] freundschaftlichem Fuße, ich nannte sie [illegible]

[illegible] Beziehung mit ihr an einem Tage [illegible] im Domino auf der Redoute; ohne

sich zu verstellen, fragte sie mich: „Warum besuchen Sie nicht meinen Salon?“

„Man muß seiner Fahne treu bleiben“, antwortete ich.

„So besuchen Sie mich wenigstens“, erwiderte sie.

Die erste Frau, welche ich kennen lernte, war selbstverständlich meine Hausfrau, eine kleine, schöne, polette Blondine, mit guten Manieren, gebildet und sehr amusant. Sie war eine der vier Töchter eines Generals, sie heiratete nicht aus Liebe, sondern um sich zu versorgen, ihr Herz blieb frei. Ihr Mann, alt, griesgrämig roh angehaucht, eifersüchtig, mußte oft verreisen. Das war jedenfalls für mich seine beste und angenehmste Eigenschaft, welche ich besonders Anfangs bestens ausnützte.

Schon im Anfange des Winters lernte ich bei den Casinounterhaltungen die schönste Frau Agrams kennen, etwas stärker als die griechischen Vorbilder, so wie Raphael's Ideale. Sie hatte wenig Bildung, wenig Verstand und sprach schlecht deutsch. Ihr Mann war der Othello selbst!

Zum Glück hatte sie eine Freundin, welche eine Villa außerhalb der Stadt besaß, zu der sie schon lange vor meiner Bekanntschaft zweimal in der Woche fuhr. Bei dieser, einer hübschen, heiteren, feschen jungen Witwe, einer Wienerin, welche recht gut Clavier spielte, und sehr originell Wiener Lieder sang, trafen wir uns, Sie war als meine Landsmännin eine treue, uneigennützige Alliirte, und würzte mit ihrem Geiste die traulichen Abende.

Einmal geschah mir ein kleines Malheur, ich nannte meine Angebetene Mathilde, auf welche sie ohnedem eifersüchtig war. Trotz Versicherung, daß auch meine Schwester Mathilde heiße, was auch wahr ist, blieb Alles umsonst, sie ließ einspannen und fuhr nach Hause. Der Bruch war nicht mehr zu verkleben; große Mühe gab ich mir freilich nicht, wieder Frieden zu schließen. Meine liebenswürdige Ländsmännin gab sich alle Mühe, mich zu trösten, sie fürchtete sich, mich diesen Abend allein zu lassen und engagirte mich daher, bei ihr die Nacht zu verbleiben. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß meine fesche Landsmännin nicht so uneigennützig war, als ich dachte, denn sie gestand viel durch Aufregungen gelitten zu haben. Aus Dankbarkeit besuchte ich sie von Zeit zu Zeit bis zu meiner Transferirung.

Bei einer Dame Z, welche in Agram wohnte, lernte ich Y kennen, eine kinderlose Witwe von höchstens 30 Jahren, Tochter

eines ungarischen Magnaten, welche auf ihrer Besitzung wohnte. Eine schöne elegante Brünette, eine intelligente, fein gebildete Dame voller Talente, sie spielte vorzüglich Clavier, sang mit viel Seele und Ausdruck Schubertlieder, malte gut nach der Natur und war eine fesche schneidige Reiterin, ein charmantes Wesen, in ihrer Gesellschaft verflogen Tage gleich Stunden, stets dachte ich beim Wegreiten, ich sei erst vor wenigen Stunden angekommen.

Anmuth und Geist fesselt doch weit mehr als Schönheit allein.

Einmal kam ich Anfangs April nach dreitägigem Landaufenthalte todmüde zu Hause, kaum war ich eingeschlafen, brachte mir mein Diener einen Brief: „Heute Nachts ist mein Mann abwesend ich erwarte Dich!“

Da hört die Müdigkeit auf, glücklich zu machen.

Ende April kam die jüngere schöne Schreiner auf Besuch zu [illegible]. Sie war an einen französischen [illegible] verheiratet, wohnte in Frankreich und hatte sich die französischen Sitten angeeignet. [illegible] gab es kein Geheimniß, sie nahm den [illegible] Antheil an anderem Glücke; eines Abends sagte sie:

„Der Liebe Glück ist kein leerer Wahn;
[illegible]
[illegible]“

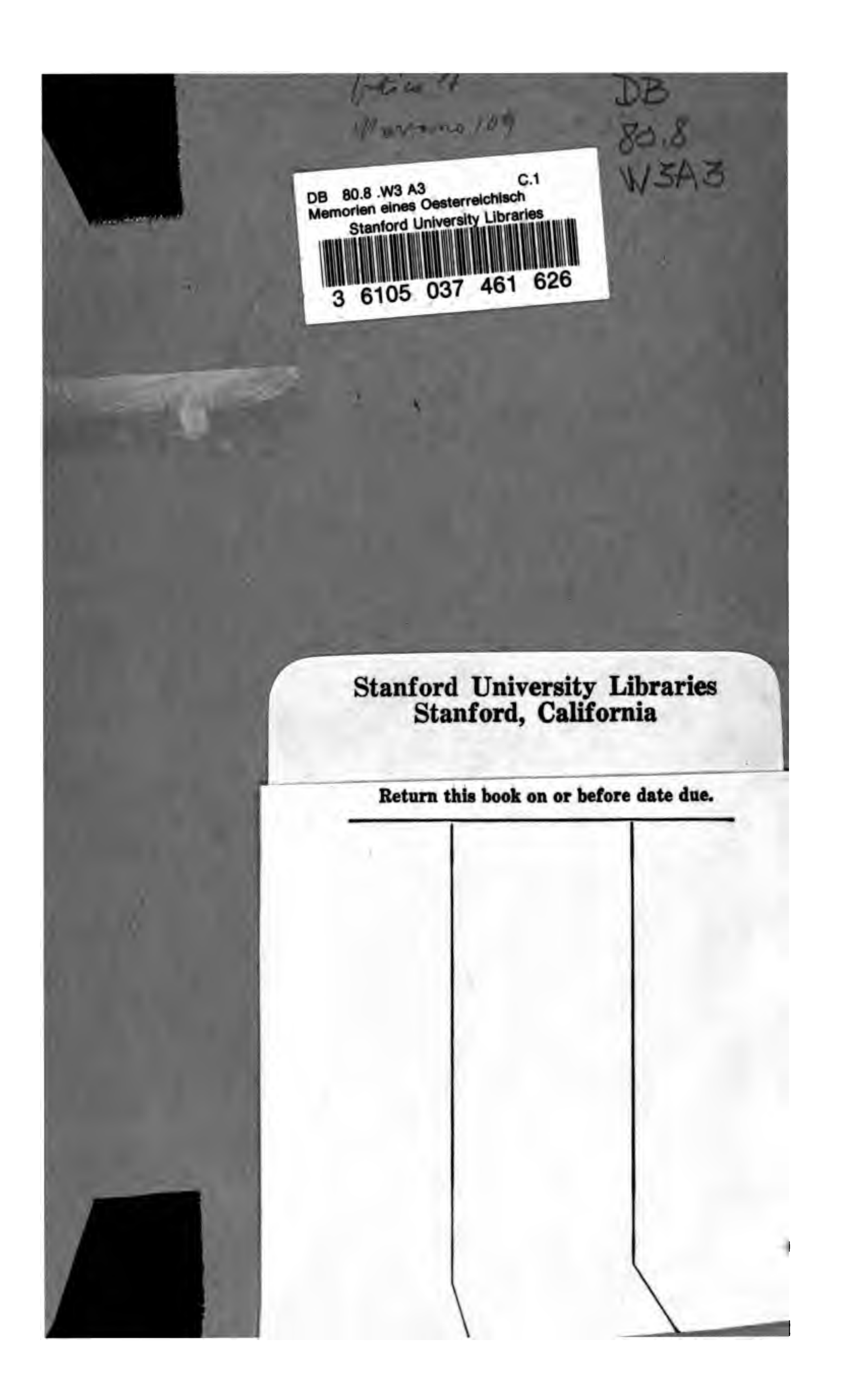
Während der Concentrirung unserer Armee gegen Preußen [illegible]

[illegible]

[illegible]







DB
80.8
W3A3
DB 80.8 .W3 A3 C.1
Memorien eines Oesterreichisch
Stanford University Libraries
3 6105 037 461 626
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

